Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreizehnter Jahrgang

Nr. 1 Leipzig, den 5. Januar 1899

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1591 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Die dreifache Welt der christlichen Frömmigkeit: 1. Erinnerung — Willensfreiheit? — Die Bedeutung der Reformation innerhalb der allgemeinen Religionsgeschichte: 1 — Edward Burne-Jones, ein Naturalist des Schönen: 1 — Pater Maternus — Buddhistisches Mönchtum in China: 1 — Verschiedenes: Rothelitteratur; Einst und Jetzt im Diakonissenwesen; Die Rose von Jericho; Ansichtskarten aus Aegypten; Stimmen der Väter — Quittung — Anzeigen — Verlagswechsel

Die dreifache Welt der christlichen Frömmigkeit

1. Erinnerung

Gedenke der vorigen Zeit bis daher . . .
5. Mose 32, 7

Wenn diese Nummer in die Hände der Leser kommt, ist Neujahr längst vorüber. Alle Stimmung, die der Wechsel im Kalender, die Sitte und die Sinnigkeit mit sich brachten, ist dem Vorwärtsdrängen der Pflicht oder der Sorge, der Lust oder der Zerstreuung wieder gewichen. Wie lange währt denn heutzutage ein Eindruck? eine Erwägung? eine Stimmung? Wie viel länger, als man eine Zeitung liest?

Im Interesse der Frömmigkeit liegt, daß wir nicht zu rasch vergessen, was vergangen ist. Ja, Erinnerung ist geradezu der Lebensboden, auf dem unsre christliche Frömmigkeit gedeiht. Wer stark ist in der Erinnerung, der wird es leichter haben, fromm zu sein, als wer schnell vergißt.

Es gilt das natürlich vor allen Dingen vom eignen Erleben, das hinter uns liegt. Die Führungen und Erfahrungen des vergangnen Jahres, die wir empfänglich in uns aufgenommen, treu und gewissenhaft in uns verarbeitet haben, sollen ein Kapital sein, von dem wir im neuen Jahre zehren. Alles, was dies Leben uns gebracht hat vom ersten Erwachen unsrer Seele an, ob schwarz oder heiter die Lose, soll ein Stück des Reichtums ausmachen, von dem wir bis an unsern Tod wirtschaften. Gewiß, von Manchem ist es eine Wohlthat, daß wirs vergessen konnten. Vergessen können, vergessen dürfen ist eine der glücklichsten Gaben für Verstand und Gemüt des Menschen. Aber, wie das Scherzwort sagt, man darf sie nur nicht mißbrauchen. Unser Charakter zeigt seine Tüchtigkeit nicht zum wenigsten darin, wie er von der Fülle der Erscheinungen und Erlebnisse, die über uns dahinbrausen, das in der Erinnerung festhält, was wir brauchen. Manches heben wir ja nur hinter der Schwelle unsers Bewußtseins auf, es ist dann auch wie vergessen, aber wenns notthut, holen wirs wieder vor. Wohl dem, der die Vorratskammer heilsamer Erinnerung voll hat.

Aber wir haben Gott Lob nicht nur persönliche Erinnerung. Wir sind reich, denn wir haben Viel ererbt. Erinnerungsschätze unsers Hauses, unsers Volkes, der Menschheit, der Christenheit. Die größte Erinnerung für uns als evangelische Deutsche ist die Reformation, ist Martin Luther. Aber die erinnern uns ja selber an ein noch größeres Ereignis, das wir mit der ganzen Christenheit zusammen besitzen, an die Erscheinung Jesu Christi.

Will man den Wert Jesu Christi für uns mit einer einfachsten Formel ausdrücken, so ist er — eine Erinnerung. Gewiß, er ist mehr, er ist auch gegenwärtiges Leben, ist Hoffnung. Aber laßt ihn zunächst einmal nur Erinnerung sein, nehmt dies Wort in seiner ganzen Tiefe und gedenket der vorigen Zeit bis daher. Gedenket, was Er einst in seinem irdischen Dasein war, und was Er seitdem der Menschheit gewesen; und was die gewesen und geworden sind, die von Ihm ausgingen; und was wir von Ihm und von ihnen noch haben. Und schlagt die Bücher auf, die uns davon Kunde geben, die heiligen Schriften unsrer christlichen Religion. Nicht die Bibel allein, obwohl sie vor allem; laßt die Wolke von Zeugen seitdem an eurem geistigen Auge vorübergehen, und preist das reiche Erbe, das von den Vätern auf euch gekommen ist. Euch, ihr Gebildeten, steht das ja vor Andern offen.

Aber freilich, ich vergaß, ihr habt keine Zeit. Die meisten „Gebildeten“ unsrer Tage haben keine Zeit, den Schatz der Erinnerung zu heben.

Und was soll dann aus der Religion werden? Aus dem Christentum? Soll Gott seine Thaten noch einmal thun, weil wir keine Zeit haben der geschehenen zu achten? Oder leben wir in einem solchen Entwicklungsstrome, daß die kommende Welle der eben verflossenen, geschweige der längst in den ewigen Ozean versunknen nicht zu gedenken braucht?

Erinnerung ist das eine große Lebensgebiet unsrer Religion, in dem sie atmen, sich ergehen, ja in dem sie auch schaffen und arbeiten muß, wenn anders sie gesund bleiben soll. R

Willensfreiheit?

So unsterblich pflegen nur unbesiegbare Probleme zu sein. Dubois-Reymond

Das Fragezeichen in der Ueberschrift mag zunächst bedeuten: wie kann man darüber noch verhandeln wollen? Die alte Frage: Was ist Wahrheit? wird freilich von Unzähligen mit dem Ton des Zweifels wiederholt, doch zugleich mit dem sehnsuchtsvollen Wunsch, daß es Wahrheit gebe. Die Frage: Was ist Freiheit? hat noch häufiger nicht einmal den Ton des Zweifels, sondern der selbstverständlichen Verneinung. Darüber ist schon endgiltig für Unzählige entschieden, und es überkommt sie ein Gefühl des Mitleids, wenn Andre darin noch eine Frage sehen; es ergreift sie Etwas von dem Sauve qui peut, wenn man davon reden will. Und haben denn Christen irgend Grund, des geächteten Gedankens sich anzunehmen? Was war, heißt es, für Paulus, was für Luther die Freiheit? Sollten wir Heutige die Schwierigkeiten, die unserm Glauben sich entgegentürmen, mutwillig vermehren, indem wir jenes Rückstandes aus einer vergangnen Begriffswelt uns annehmen? Seltsam! Voll Opferfreudigkeit sind Manche, wenn es um die Freiheit sich handelt, die schon nicht mehr ebenso bereit sind, das Wunder preiszugeben, damit das Evangelium in der heutigen Welt sein Existenzrecht behaupten könne. Für Andre, wohl deutlicher Denkende, bleiben beide Begriffe zusammen, in ihrer unzertrennlichen Einheit, der letzte Feind, der aufgehoben werden muß, damit das Versöhnungsfest von Glauben und Wissen eingeläutet werden darf.

Freiheit? Das Fragezeichen soll nun doch anders gemeint

sein. Als Zweifel an jener Zuversicht des selbstverständlichen Nein. Hat unser christlicher Glaube nicht wirklich ein unveräußerliches Interesse an dem Gedanken der Freiheit? Zur Antwort auf diese Frage regt es vielleicht an, wenn wir sie in eine Reihe von Fragen auflösen.

1

Ist denn nicht der Grund längst erkannt, warum wir frei zu handeln meinen, aber eben nur meinen? Ist nicht der Schein der Freiheit durchschaut? Gewiß, dann wäre alles weitere Fragen unnütz. Niemand quält sich mehr mit einem rätselvollen Gedanken, wenn sich gezeigt hat, daß er kein Rätsel enthält, Niemand mit dem Ptolemäischen Sonnensystem, wenn das Kopernikanische zeigt, daß jenes gemachte Schwierigkeiten bietet. Der Kampf um die Freiheit verstummt in dem Augenblick, in dem man zeigen kann, wie der Schein der Freiheit entsteht. Und das glaubt man nachweisen zu können. So Viele sich aber auch schon mit dieser Aufgabe beschäftigt haben, genauer und kurzweiliger hat es doch noch Keiner gethan als Schopenhauer. Die Erinnerung an sein klassisches Beispiel muß genügen, an den Feierabendglücklichen, der die Möglichkeiten seiner „freien“ Entscheidung überlegt. Ich kann, sagt er sich, einen Spaziergang machen, ich kann in meinen Klub gehen, kann vom Turm den Sonnenuntergang bewundern, kann das Theater, einen Freund besuchen, auch zum Stadtthor hinauslaufen und nie wiederkommen. Aber das Alles thue ich nicht, sondern gehe freiwillig heim zu meiner Frau. Das ist, wie wenn das Wasser im Teich spräche: Ich kann in haushohen Wellen gehen — ja im Meeressturm; ich kann reißend hinabeilen — ja im Strom; ich kann sprudelnd von der Höhe stürzen — ja im Wasserfall; frei in die Luft emporsteigen — ja als Springbrunnen; verkochen — ja bei 80° R.; aber ich bleibe lieber im spiegelklaren Teich. Das heißt also, jenes Können ist nur vorhanden, wenn ganz bestimmte Ursachen hinzutreten. Ebenso bei unserm Freiheitsfrohen am Feierabend: treten die bestimmten Ursachen ein, so muß er. Die Beweggründe, die er für den einen oder andern Entschluß sich vergegenwärtigen kann, für den Spaziergang oder das Theater oder das Nachhausegehen, sind um nichts weniger zwingende Ursachen als die mechanischen. Der Unterschied ist nur, daß wir sie als Gedanken in der Form der Ueberlegung vergegenwärtigen. Dadurch, und weil jede Handlung selbstverständlich von dem „ich kann thun, was ich will“ begleitet ist — denn wie sollte man thun, was man nicht will? —, entsteht der trügerische Schein: ich kann wollen, was ich will. Wenn unser Freund im obigen Beispiel den Leugner der Freiheit hinter sich sähe, würde er vielleicht zum Erweise seiner Freiheit statt nach Hause ins Theater gehen; aber nur weil die Widerlegung des Freiheitsfeindes für ihn ein zwingender Beweggrund geworden. Freilich ob ihm daran so viel liegt, überhaupt ob er unter den oben genannten Gedanken diesen oder jenen ausführt, das hängt davon ab, welchen Wert er für seine schon ganz bestimmte Sinnesart hat; an der Notwendigkeit der Entscheidung wird dadurch nicht das Mindeste geändert.

Aber wie? Wenn bei jener Ueberlegung auch der Gedanke auftritt, statt jener irgendwie doch immer angenehmen Gänge einen armen kranken Freund weit hinter dem Wall mit Verzicht auf alle Bequemlichkeit des Feierabends zu besuchen? Und wenn er den Gedanken ausführt? Nun, dann wurde eben dieser zum stärksten Beweggrund, weil Freundschaft, Mitleid, Aufopferung sein Charakter waren. Er ging notwendig, ein Andrer ohne solche innere Beschaffenheit ebenso notwendig nicht. So selbstverständlich diese Antwort scheint, kein Geringerer als Schopenhauer selbst gesteht ihr Ungenügen zu. Gewiß verwertet er sie. Aber er täuscht sich nicht wie die meisten seiner Nachfolger über ihre Tragweite. Es giebt, sagt er, eine Thatsache des Bewußtseins: das völlig sichere und deutliche Gefühl der Verantwortlichkeit für das, was wir thun, der Zurechnungsfähigkeit unsrer Handlungen. Diese moralische Verantwortlichkeit ohne Aseität (Selbständigkeit im Sinne jenes „Ich kann wollen, was ich will“) zu denken, übersteigt auch meine Fassungskraft. Also, dürfen wir sagen, war es nicht zufällig, daß in dem berühmten Beispiel keine sittliche Ueberlegung vorkam; also war die ganze kunstvolle, oft bewunderte Ausführung nur ein dialektisches Schauspiel. Sie

beleuchtet nur um so heller den einzigen Grund, warum überhaupt die Frage der Freiheit ein Geschlecht ums andre beschäftigt: wegen des Gefühls der Verantwortlichkeit. Dies weiß auch Schopenhauer nicht zu erklären, d. h. aber, er hat die Freiheit nicht erklärt, für die wir uns allein interessiren, die um der Verantwortlichkeit willen behauptete. Um die Verantwortlichkeit nicht für Schein zu erklären, leugnet er nur die Freiheit in dieser Welt von Raum und Zeit und flüchtet zu einer Freiheit, die unabhängig von dieser Welt, ja ihr letzter Grund ist. Nicht darum aber handelt es sich hier, ob dieser Gedanke vernünftig, ob er widerspruchslos ist; nur um das Zugeständnis des größten Bekämpfers der Freiheit, daß er sie als Schein nicht auflösen konnte, ohne den Preis zu zahlen, den er nicht zahlen wollte, nämlich die Leugnung auch der Verantwortlichkeit: einen Preis, dessen Höhe wir am Schluß genauer erwägen werden.

2

Bei dieser Sachlage ist uns zugleich ein langer Aufenthalt bei der andern Frage erspart, die sich naturgemäß erhebt, wo immer man die volle Schwere des Freiheitsproblems empfindet. Der sicherste Tod des Freiheitsglaubens wäre offenbar jener Nachweis, wodurch der Schein der Freiheit entstehe. Scheitert er an dem Gefühl der Verantwortlichkeit, so liegt die Auskunft nahe: Verantwortlichkeit und Freiheit gehören nicht unzertrennlich zusammen, man kann diese leugnen und jene behaupten. Die ernsten Freunde der Freiheit haben diesen Ausweg nie gehen wollen, sie wußten zu gut, darin eins mit dem großen Gegner, daß ja gerade nur die Verantwortlichkeit zum Gedanken der Freiheit führe. Aber die Gegenwart bezeichnet einen großen Fortschritt in der Klarheit jener Erkenntnis, nämlich von der Zusammengehörigkeit der beiden Begriffe: Verantwortlichkeit und Freiheit. Es war nicht immer so. Gar manches mal versuchte man umgekehrt wahrscheinlich zu machen, nur der strenge Leugner aller Freiheit könne von Verantwortlichkeit reden, sonst fehle ja die Person, der man ihre Handlung zuzurechnen vermöge. Sofern dabei ein lächerlicher Begriff von Freiheit ihren Verteidigern zugeschoben wurde, wird uns der Einwand noch beschäftigen. Aber jetzt ist davon die Rede, daß es wirklich von jener Behauptung stiller wird, daß im Gegenteil die Stimmen sich mehren, die in siegreicher Logik zeigen: mit der Freiheit fällt auch die Verantwortlichkeit dahin. Dem unbefangnen Beobachter war es auch längst aufgefallen, daß bei der Behauptung des Gegenteils sonst trockne Schriftsteller witzig und ruhige gereizt wurden, bedenklich für die Kraft der Gründe. Demgegenüber thut die Klarheit folgender Sätze wohl. Eine Wirkung kann nicht zur Rechenschaft gezogen werden, das Schuldbewußtsein hört auf. Im Verlauf der Entwicklung hat sich irgendwo Organisches gebildet, und schließlich der Mensch. Es hat Ursachen gehabt, daß ich mit der und der Beschaffenheit geboren wurde, solche und solche Wärterinnen, Lehrer, Erzieher hatte. Lehre und Beispiel schlugen an, je nachdem ich, dieses bestimmte Produkt der vorangehenden Entwicklung, Affinität hatte. Und so ist es gekommen, daß ich in diesem Augenblick dieses Mitleidsgefühl habe; der ganze Weltprozeß hätte anders verlaufen müssen, wenn ich eine andre Nüance von Gefühl haben sollte. Daß ich jetzt so schreibe, ist notwendig; und wenn der Hörer nicht überzeugt wird, ist es auch notwendig. Und auch das energische: Ich will nicht schreiben, mich nicht überzeugen lassen, ist im Moment ein notwendiges Ergebnis, der Wille selbst ist notwendig verursachte Wirkung. Eine Wirkung aber kann nicht zur Rechenschaft gezogen werden, das Schuldbewußtsein insbesondre hört auf. — Das ist erfrischende Klarheit, und nur ein neuer Versuch der Verdunklung wäre es zu sagen: man verwechsle mechanische und psychische Kausalität. Mit jener sei wegen des Begriffs Materie der Begriff der Konstanz verbunden, damit aber die Aequivalenz von Ursache und Wirkung. Auf dem psychischen Gebiet dagegen müsse man sagen: der Effekt der Willenshandlung sei stets durch bestimmte physische Ursachen determinirt, aber in den Ursachen selbst nicht schon enthalten. Worte, nichts als Worte. Ist der letzte Satz ernst gemeint, so hat man verschämt den gefürchteten Begriff der Freiheit zugegeben.

3

Also die Trennung der Verantwortlichkeit und Freiheit gelingt nicht, so wenig es gelingt, das Freiheitsgefühl so zu erklären, daß es wirklich in Schein sich auflöst, indem man den zureichenden Grund des Scheins nachweisen könnte. Solche Versuche, der erste wie der zweite, zeigen vielmehr nur, wie starke tiefe Wurzeln um der Verantwortlichkeit willen der Freiheitsgedanke im allgemeinen Bewußtsein hat. Deswegen sucht man unwillkürlich so viele Künste, wie ja Schopenhauer selbst zugiebt, daß sein eifriges Bemühen, jenen Schein begreiflich zu machen, nur vorläufiges Stimmungmachen ist, eine Art Feuerwerk, so glänzend, wie es ihm eben zur Verfügung steht. Aber der Grund seines Kampfs gegen die Freiheit liegt tiefer.

Der Grund. Nicht die Gründe; er ist auch darin wahrer und größer als Manche, die sich auf ihn berufen, daß er, wie viele Gründe er auch häufen mag, zugiebt, zuletzt handle es sich nur um einen einzigen. Daher verweilen wir nicht länger bei dem angeblichen Thatsachenbeweis gegen die Freiheit, der in der Statistik, im Somnambulismus und neuerdings namentlich im Hypnotismus vorliegen soll. Es war harmlos, wenn beim ersten Siegeslauf dieser modernen Kunst ein Theologe sich darüber freute, daß man nun bisher unverbesserliche Subjekte durch Suggestion moralisch machen könne. Es ist aber ebenso harmlos, wenn ein Mediziner im Hypnotismus den Todesstoß der freien sittlichen Selbstentscheidung sieht. Beide könnten wissen, daß diese hypnotischen Vorgänge eine vorher wenig bekannte und beachtete Art der verständigerweise nie geleugneten, wenn auch oft unterschätzten Willensbeeinflussung ausmachen, nicht weniger, aber auch nicht mehr. Die Gebundenheit und Bindungsfähigkeit des Willens unter gewissen Bedingungen zu leugnen, ist gerade den ernsten Vertretern der sittlichen Verantwortlichkeit nie eingefallen; sie hatten, gerade auf christlichem Gebiet, längst dringenden Anlaß, sich damit zu beschäftigen. Ebenso konnte ihnen die Statistik mit Recht als eine große Illustration der Wahrheit erscheinen, die sie ohne Widerspruch mit der von ihnen verteidigten Freiheit stets zugleich verteidigt hatten: der ungeheure Wechselwirkung der Willen aufeinander, speziell der bösen Willen, der Welt des Aergernisses, die sie längst vor aller Statistik erlebten als die Macht eines gesetzmäßigen Zusammenhangs, als ein Reich voll harter Notwendigkeit.

Aber jener eine große Gegner? Das ist, um noch einmal seines größten Dienstmannen Wort zu brauchen, das Prinzip durchgängiger Abhängigkeit der Erscheinungen von einander, der Satz vom Grund, das Gesetz der Kausalität. Gäbe es Freiheit, der Verstand stünde einem still, wenn man ihn nur erst daran gebracht. Denn jenes Gesetz ist die allgemeinste Form unsers Denkens. — In der That: kein Geschehen, das nicht Wirkung einer Ursache wäre. Aber ist damit entschieden, welcher Art diese Ursache ist? Oder genauer: was wir als wirklich denken, müssen wir in irgend einem Zusammenhang mit allem Wirklichen denken. Aber ist damit entschieden, daß alles Wirkliche in dem schlechthin gegebnen Wirklichen notwendig begründet sei? Das Erleben des Verantwortlichkeitsgefühls weckt eben die Frage, ob der sittliche Wille, so gewiß er im Zusammenhang mit der Gesamtheit alles Wirklichen steht, durch diesen Zusammenhang schlechthin bestimmt sei und nicht vielmehr die reale Möglichkeit freier Entscheidung in sich trage. Ist nicht jenes Gefühl eine Thatsache, die das Denkgesetz der Kausalität zwar keineswegs aufhebt, aber eine eigenartige Form seiner Anwendung zu konstatiren fordert?

4

Was für eine Freiheit wir bei alledem meinen, darüber bedarf es nur noch eines kurzen, zusammenfassenden Wortes. Die Gegner selbst zeigten uns, woran uns gelegen sein muß, worauf wir nicht verzichten können. Wegen der Verantwortlichkeit, nicht aus irgend welchen andern Gründen, halten wir an der Freiheit. Und weil wir nicht alles Mögliche gelten lassen, was, wenn auch aus guter Meinung, schon von der Verantwortlichkeit behauptet, über sie phantasirt worden ist, sind wir auch nicht haftbar für jedes Gedankengebilde, dem man den erhabnen Namen Freiheit gab. Weil uns wirklich Etwas an den beiden unzertrennlichen Gedanken liegt, liegt uns an Vielem nichts, was man schon darüber für wichtig gehalten hat. Sogar für christlich. Zum Beispiel, daß wir in jedem Augenblick für jede Handlung im strengen Sinn verantwortlich wären, oder umgekehrt, daß dies der Fall sei für fremde Handlungen. Dem Christen ist nicht unbekannt, was seine größten Zeugen von der Gebundenheit des natürlichen Willens gesagt haben, und vom Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses gebären muß, wie aber trotzdem Stunden der Entscheidung schlagen, deren Versäumnis das „ihr habt nicht gewollt" trifft, und wie in der Verflochtenheit mit der unmeßbaren Wechselwirkung Aller die Appellation „der Herr ists, der mich richtet" gilt. Nun, dann hat er auch kein Interesse für die Freiheit, deren Sinnbild in der Geschichte der graue Hausfreund geworden ist. Wohl aber kann er die Erfahrung seiner Verantwortlichkeit, wie eng umgrenzt, wie sehr sie nur dem Herzenskündiger untrüglich offenbar sein mag, nicht lostrennen von dem Gedanken, daß das Ich dem sittlichen Gebot, das es verstanden hat, sich unterwerfen oder widerstreben kann, daß es die Fähigkeit hat, sich zu entscheiden für oder gegen das, was geschehen soll, aber nicht muß; daß es ein „ich kann wollen, was ich will," nicht nur ein „ich kann thun, was ich will" auf diesem Gebiet, auf dem der sittlichen Entscheidung giebt. „Eben darin ist ihm das wollende Subjekt von den übrigen Wesen verschieden, daß es nicht durch irgendwelche äußere oder innere Umstände mit unfehlbarer Notwendigkeit gezwungen ist, eine bestimmte Möglichkeit zu bejahen, sondern daß es unter den verschiednen Möglichkeiten aus sich heraus entscheidet."

5

Aber was giebt uns den Mut, solche Freiheit um solcher Verantwortlichkeit willen zu behaupten? Freilich, als Schein läßt sie sich nicht auflösen (1); auch läßt sich nicht die Verantwortlichkeit behaupten und die Freiheit leugnen (2). Aber der Widerstand ist ernst, der Gegengrund stark. Zwar nicht zwingend; das Denkgesetz der Kausalität läßt die Formen seiner Anwendung offen, darüber entscheiden die Thatsachen (3). Aber wird man unsern so eigenartigen Vorgang unverkürzt als Thatsache anerkennen, die, unverkürzt anerkannt, eine neue Welt vor uns aufthut, uns zu dem Geständnis nötigt, daß unsre ganze Erkenntnis der Natur, so festgefügt und unanfechtbar, so zwingend sie für jeden Gesundsinnigen ist, doch nicht alles Wirkliche umfaßt und auch das Wirkliche, auf das sie sich bezieht, nicht nach allen Seiten seiner Wirklichkeit? Es muß über jenen Starken ein Stärkerer kommen, die behauptete Freiheit muß selbst als dieser Stärkere sich erweisen. Natürlich nicht, als ob sie nun doch am Ende zeigen könnte, wie sie zu stande kommt, aus welchen Ursachen sie sich erklärt. Das hieße sie ja aufheben. Anerkennung der Freiheit ist selbst eine That der Freiheit. Aber sie muß ihre Sache führen, indem sie zeigt, was an ihr hängt, was auf dem Spiele steht, wenn die Menschheit von ihr als einer Illusion Abschied nähme.

Man sagt, das mit Freiheitsbewußtsein verbundne Gefühl der sittlichen Verpflichtung habe in den Jahrtausenden seines Daseins wenig genug ausgerichtet. Wie nicht alle Störche sich für ihre Jungen opfern, so werden auch in Zukunft unter menschlichen Müttern die mit stark entwickeltem Gefühl ihre Kinder mit dem eignen Leben retten, wie nur diese bisher es gethan. Man sagt weiter, wenn auch nicht aus Berechnung des Nutzens, so doch aus den thatsächlichen Bedürfnissen menschlicher Gemeinschaft werden sich nach wie vor und in immer größerer Verfeinerung Regeln des Zusammenlebens ergeben; ihre Befolgung wird den Einzelnen aufgenötigt, teils durch den bewußten Einfluß der Erziehung, teils durch den stillen und mächtigern der Vererbung. Verantwortlichkeitsgefühl werde auch dann noch sich entwickeln, nämlich aus dem gesellschaftlichen Interesse am künftigen Handeln der Einzelnen. Z. B. Zweck der Strafe sei die Notwendigkeit, die Rechtsordnung aufrecht zu erhalten, damit die menschliche Gemeinschaft bestehen kann. Vorstellung und Empfindung der Strafe ist die normale Motivirung für die menschlichen Handlungen im Rechtsverhältnis; wo diese normale Motivirung gestört ist, waltet die Psychiatrie ihres Amts. Man kann noch einen Schritt weiter gehen und annehmen, von solcher Art sei

die Einrichtung der Welt, daß die Zwecke der Gesamtheit sich instinktiv durchsetzen in den einzelnen Willen gerade dadurch, daß die notwendigen Handlungen, die jenen Zwecken widerstreben, von dem Gefühl, das man unklar genug bisher Schuldgefühl hieß, begleitet seien — freilich eine grausame und sinnlose Täuschung, denn geschehen würde ja ganz dasselbe mit oder ohne dieses Gefühl.

Gesetzt aber, das alles sei unanfechtbar, Eines würde doch anders in der Menschheit, wenn die Freiheit als großer Wahn durchschaut wäre, oder vielmehr, wenn die Menschheit sich zu einem Handeln gewöhnen könnte, das ganz beherrscht wäre von der Annahme dieser Täuschung. Eines würde anders, worin sie bisher ihr Höchstes gesehen: ihr Selbstgefühl, das aus der Unterwerfung unter ein unbedingtes „du sollst" — was immer sein wechselnder Inhalt im Laufe der Jahrhunderte sein mag — durch eigne, für frei gehaltne That entspringt.

Es würde nicht mehr gelten: „Wenn ein Mann von allen Lebensproben die sauerste besteht, sich selbst bezwingt, dann kann man ihn mit Freuden Andern zeigen und sagen: Das ist er, das ist sein eigen."

Auch der Uebel Größtes würde diese Menschheit nicht mehr kennen, die Schuld, denn „Reuequalen sind barer Unsinn." Aber auch das empfand sie als Beglaubigung ihrer Würde.

Darüber herrscht ein geheimes Einverständnis weit über den Kreis derer hinaus, die das Kreuz der Freiheit offen auf sich nehmen. Theoretische Freiheitsleugner verhalten sich an irgend einem Punkt ihrer Selbstbeurteilung — bei jedem mag es ein andrer sein —, wie wenn es Freiheit gäbe: denn sie werden ungehalten, wenn man sie behandelt, als ob sie anders sich verhielten. Selbstverständlich nicht während der öffentlichen Disputation.

Theodor Häring

Die Bedeutung der Reformation innerhalb der allgemeinen Religionsgeschichte

Was die Reformation innerhalb der Kirchengeschichte bedeutet, ist seit dem sechzehnten Jahrhundert Gegenstand des Nachdenkens bei Freund und Feind gewesen, und ihr Wesen gegenüber dem Katholizismus ins Licht zu setzen, ist auch heute noch eine Hauptaufgabe der historischen und der systematischen Theologie. Daß bei diesen Bemühungen die Grundfragen der Religion überhaupt gestreift werden, ist unvermeidlich; aber, so viel ich sehe, ist die Frage, ob und inwiefern durch die Reformation ein neuer Religionsbegriff zum Durchbruch gekommen ist, noch nirgendwo mit der gebührenden Aufmerksamkeit untersucht worden, oder — wo es geschehen ist — hat man das Problem in einen zu engen Rahmen gespannt. Wohl hat Ritschl fast alle Beobachtungen in Bezug auf die Reformation angestellt, die ihn zu einer umfassenden Beantwortung der Frage befähigt hätten; aber bei der grundsätzlichen Beschränkung auf die Kirchengeschichte, die sich dieser große Theolog auferlegt hat, sah er davon ab, seine Erkenntnisse auf den weiten Plan der allgemeinen Religionsgeschichte zu stellen. Man muß katholischen Historikern den Ruhm lassen, daß sie sicherer als die protestantischen über die willkürlichen Schranken hinausblicken, die dem vollen Verständnis der Reformation durch den Namen „Reformation" gezogen sind. Döllinger sagt (Akad. Vorträge, 3. Band, S. 58): „Luther müssen wir unzweifelhaft zu den Religionsstiftern rechnen, wenn er auch selbst diese Bezeichnung entschieden zurückgewiesen haben würde — nur Reformator wollte er sein. Aber so ist es ja von jeher gegangen, daß Reformversuche zur Bildung eigner Religionssysteme ausgeschlagen sind oder im Lauf der Zeit sich dazu entwickelt haben. Die Genossenschaft, die die Wittenberger Lehre zu der ihrigen machte, hat das auch richtig erkannt und unbedenklich von der „lutherischen Religion" in Büchern und im Leben gesprochen. Die Gabe der sozialen Organisation ging dem Wittenberger Reformator freilich ab; er vermochte, möchte man sagen, eine Religion, aber keine Kirche zu gründen."

Dies Urteil Döllingers wird protestantischen Ohren empfindlich sein — auch ich möchte es nicht ohne Vorbehalt unterschreiben —, aber es ist doch tiefer, freier und darum wertvoller als die meisten Schlagworte, in denen man Luthers Bedeutung zusammenzufassen pflegt. Vor allem dadurch, daß es Luther von der „Kirche" abrückt und zur „Religion" stellt, eröffnet es die richtige Perspektive. Aber leider hat Döllinger nicht angedeutet, worin er die religionsgeschichtliche Bedeutung Luthers erkennt, ja er hat die ganze Frage vollständig verdunkelt, indem er Heinrich VIII. von England, Cromwell und Calvin ebenfalls zu den „Religionsstiftern" zählt. Bereits diese Zusammenstellung lehrt, daß der Begriff „Religionsstifter," wie er ihn faßt, weder den allgemeinen Sprachgebrauch für sich hat, noch aufklärend ist, vielmehr notwendig Verwirrung anrichtet. Wir lassen daher die Frage nach den Religionsstiftern aus dem Spiel und setzen dafür die andre ein nach dem Religionsbegriff. Wer den wesentlichen Begriff der Religion, wie er ihn vorfand, durchgreifend geändert hat — nicht in Büchern, sondern im wirklichen Leben —, der kommt gewiß den Religionsstiftern sehr nahe, aber ob er zu ihnen gerechnet werden darf, ist eine zweite Frage, deren Beantwortung von mehr als einer Erwägung abhängt.

Hat Luther den wesentlichen Begriff der Religion, wie er ihn vorfand, umgebildet und zwar so umgebildet, daß die Modifikation nicht nur den Katholizismus betrifft, sondern die Religion überhaupt? — das ist die entscheidende Frage. Ich stelle die Antwort an die Spitze und werde sie dann zu erläutern und zu rechtfertigen versuchen.

1

Die Reformation bedeutet einen epochemachenden Umschwung in der Religionsgeschichte überhaupt; denn Luther hat das, was man bisher für das Wesen der Religion hielt, als vorübergehende oder sekundäre oder gar als bedenkliche Erscheinung betrachtet, und er hat das, was bisher als abgeleitete Wirkung der Religion galt, als ihr Wesen beurteilt, oder doch den Anstoß zu solchen Beurteilungen gegeben.

Das Wesen der Religion kommt in der direkten persönlichen Inspiration*) und der ihr entsprechenden Heiligkeit des Lebens zum Ausdruck — das ist die allgemeine Überzeugung der katholischen Kirchen, in denen nur die Heiligen und die Mönche als die eigentlich „Religiösen" gelten. Die Kirchen mögen sich diese Ueberzeugung selbst verdunkeln, es bleibt doch dabei, daß in ihnen Inspiration und weltflüchtige Heiligkeit die Religion konstituiren. Indem die katholischen Kirchen diesen Begriff festhalten, bejahen sie einen Religionsbegriff, den sie nicht geschaffen, sondern übernommen haben,**) und der zugleich der höchste zu sein scheint; denn er faßt den Einzelnen als selbständige und selbst verantwortliche Persönlichkeit, bezeichnet die Beziehung auf Gott als reale Einwohnung der Gottheit und unterwirft ihr das ganze Leben. Neben der so gefaßten Religion können andre Ausprägungen derselben nur eine Religion zweiter Ordnung darstellen, und so ist es thatsächlich im Katholizismus: das Gefüge von Religion, das in ihm durch die Sakramente und die Bußordnungen einerseits, durch den Vorsehungs-, Vergeltungs- und Erlösungsglauben andrerseits zu stande kommt, gilt zwar als das eben noch zureichende Minimum von Religion, scheint aber qualitativ von der Religion verschieden zu sein. Doch ist die qualitative Verschiedenheit nicht so stark zu betonen wie die Abstufung. Man kann das zwischen ihnen bestehende Verhältnis am besten so ausdrücken: Die Religion stellt sich als ein engerer und als ein weiterer Kreis dar. Der engere Kreis ist bestimmt durch die Einwohnung des Gottesgeistes (Christusgeistes) und das engelgleiche Leben; der weitere Kreis ist bestimmt durch die Sakramente, durch den Glauben an das, was jene Andern thatsächlich erfahren, und durch möglichste Annäherung an das engelgleiche Leben innerhalb des natürlichen weltlichen Lebens. Die christliche Religion ist eben deshalb die absolute und zugleich

*) Ich brauche das Wort „Inspiration" in seinem ursprünglichen, weitern Sinne, nach dem es die wirkliche Einwohnung Gottes (des Geistes Gottes) bedeutet, die sich in mannichfaltigen übernatürlichen Wirkungen bekundet.

**) Davon wird später noch die Rede sein.

die Offenbarung der vollkommnen Barmherzigkeit Gottes, weil sie außer und neben ihrer wahrhaften Art und Erscheinung, die sich nicht Alle aneignen können, in Heilsmitteln, Glauben und Werken eine zweite abgeleitete Form darbietet, auf die Jedermann einzugehen vermag.

Diese Grundanschauung, die der Katholizismus mit dem Buddhismus sowohl als auch mit der philosophischen Religion der untergehenden Antike teilt, ist von Luther umgestürzt worden. In den Heilsmitteln (Wort und Sakrament) und dem Glauben erkannte er die Religion, neben der es keine andere, also gewiß auch keine höhere giebt. Der göttliche Akt ist die Schenkung des Glaubens (durch Wort und Sakrament), und die Bethätigung der Religion ist der Erlösungs- und Vorsehungsglaube. Daneben hat weder die Inspiration, noch die Heiligkeit, wenn sie etwas andres sein will als die Lebensführung im kindlichen Vertrauen zu Gott, irgend welchen wesentlichen Spielraum. Sie können bei Diesem oder Jenem als individuelle Züge erträglich sein; sie können bei Andern besondre und für ihren eigentümlichen Beruf notwendige Begabungen darstellen — in der Regel werden sie aber als Anmaßungen „stolzer Heiliger“ und darum als irreligiöse Erscheinungen zu beurteilen sein; denn Religion haben ist nichts andres als an Gott glauben, das heißt sich in die Hände des versöhnten Gottes mit Leib und Seele beschließen. Der Erlösungs- und Vorsehungsglaube ist die Religion; die „Inspiration“ und die „Heiligkeit“ sind daneben nichts.

Eine gründlichere Umkehrung des alten Religionsbegriffs ist nicht denkbar! Die Letzten scheinen die Ersten geworden zu sein, und die Ersten müssen zufrieden sein, wenn sie unter jenen überhaupt noch einen Platz finden! Eine Fülle von Fragen drängt auf uns ein, wenn wir über diesen Wechsel nachzusinnen uns anschicken. Ist diese Vertauschung nicht vielmehr eine Unifizirung, d. h. eine Zusammenziehung des doppelten Religionsbegriffs zu einem einzigen? Oder ist sie vielleicht gar eine Säkularisirung der Religion? Entzieht sie nicht der Religion ihr eigenthümliches Leben? Weiter, bedeutet sie nicht eine furchtbare Verstärkung des autoritativen Elements in der Religion, das sie an die Stelle eignen Erlebens setzt? Das ist die eine Reihe der Fragen; aber auch eine andre taucht auf. Hat nicht schon Augustin oder doch sicherlich Paulus den neuen Religionsbegriff? Wie steht es mit dem ganzen ältesten Christentum? Gelten im Katholizismus wirklich Inspiration und Heiligkeit allein als die konstituirenden Faktoren der Religion? Ist nicht schon in ihm eine komplizirtere Auffassung vorhanden? Diese Fragen sollen uns in den folgenden Artikeln beschäftigen. Hier möge zum Schlusse eine geschichtliche Parallele stehen.

Nicht durch die Reformation sind zum erstenmal in der Religionsgeschichte die Letzten die Ersten geworden. Im ersten Jahrhundert der Kirchengeschichte hat sich schon einmal ein ähnlicher Prozeß abgespielt. Um die zahlreichen Synagogen im römischen Reiche fanden sich überall heidnische Proselyten geschart, sie hielten das Gesetz nicht, sondern nur einige wenige Gebote desselben, aber sie glaubten an den einen geistigen Gott, an seine Vorsehung und an sein Gericht; sie suchten ein tugendhaftes Leben zu führen und faßten alle Erzählungen des Alten Testaments geistig. Sie galten nicht als volle Juden, nicht als wirkliche Söhne Abrahams; aber man sagte ihnen, daß sie als Juden zweiter Ordnung auch Aussichten auf ein bescheidnes Erbe hätten. Da kamen die christlichen Missionare und verkündigten ihnen, daß gerade sie die rechten Kinder Israels seien, daß unter der Bedingung des Glaubens an Christus ihr Verhalten dem Gesetz und dem Alten Testamente gegenüber das richtige und gottgewollte sei, ja daß es geradezu Sünde sei, Zeremonialgesetze zu beobachten. Das, was bisher für Religion erster Ordnung gegolten — das pünktliche Halten eines Zeremonial- und Kultusgesetzes —, wurde gestürzt, und die Religion zweiter Ordnung — eine Vergeistigung, aber in gewissem Sinne auch eine Säkularisirung supranaturaler Größen — rückte mit souveräner Kraft in den Mittelpunkt. Adolf Harnack

---

Edward Burne-Jones, ein Naturalist des Schönen

Erste Hälfte

Die Waffenstreckung der Kunstfreunde vor der Technik ist ein Zeugnis dafür, wie die Tiefe und der persönliche Charakter der Bildung in unsrer Zeit abgenommen hat. Nur der Poesie gegenüber fragt der Freund des Schönen nicht nach der technischen Seite, und wenn er aus einer Kritik erfährt, daß das Theaterstück, das ihm gefallen hat, schwere technische Mängel hat, so denkt er, das gehe ihn nichts an. Aber auf Seite der Malerei hat eine völlige Verfälschung des Laienurteils durch den Lärm stattgefunden, mit dem jeder Fortschritt im malerischen Können als die endliche Annäherung an die wahre Kunst begrüßt wurde. So weit geht diese Waffenstreckung vor dem Rausche der Ateliers, daß das erbärmlichste Objekt um der vollendeten Technik der Darstellung willen gefügig angenommen wird.

Es wäre gut, wenn der Laie doch einmal überlegte, ob nicht auch ein Maler ein unbedeutender Mensch sein könne, selbst ein berühmter Maler, und ob nicht hier wie überall unser gutes altes Recht unveraltet geblieben sei, uns den Wert einer Mitteilung ansehen zu dürfen. Was hat uns eine Seele durch das Mittel des Wortes, des Tones, der Farbe, der plastischen Linie und durch die Mittel der Baukunst mitzuteilen? Ist es der Mühe wert, auf die Mitteilung zu lauschen? Kann nicht hinter dem tönenden Worte flache Unbedeutendheit oder hurtige Oberflächlichkeit sich verbergen? Kann nicht hinter der meisterlichen Behandlung der Farbe sich die vollendete Oede verstecken?

Gerade in der Kunst gilt es, daß alles Aeußere nur das zu Tage getretene Innere ist, also für alles Aeußere die Gründe im Innern liegen. Was in den Tönen ausklingt, ist ein bewegtes Inneres; was in Farben ausblüht, hat zuerst innerlich den süßen Reiz der Farbe und Linie sich verdienen müssen.

Und hier zeigt sich der tiefe Zusammenhang der Kunst mit dem Leben Aller. Zwischen dem Laien und dem Künstler klafft nicht eine völlig trennende Kluft. Den Ausgangspunkt aller Kunst haben sie gemeinsam: das starke Erleben eines Lebensaugenblickes. Wer ein lebendiges Gefühl für Mensch und Natur hat, stutzt vor lieben Lebensszenen, Kinderanmut, adelndem Leide, vor Fröhlichkeit, die nichts von sich weiß, Beseelung des Seelenlosen, stutzt vor der ganzen unendlichen Parallelerscheinung alles Menschlich-Anziehenden im Bereiche des Außermenschlichen, vor dem Ernst dunkler Wasser, lachendem Leben in Blütenüberfülle, klagender Oede der steinernen Einsamkeit, — wer diese Realitäten empfindet, ist ein Dichter, ist ein Künstler, und jeder Mensch ist da ein Dichter, wo er seine Saite hat, die unter dem Griffe der Wirklichkeiten stark tönt. Der Künstler im engern Sinne thut nur noch den zweiten, besondern Schritt über diesen allgemein menschlichen hinaus: jenes Erleben der Wirklichkeit isolirt sich ihm durch die Stärke seiner Erlebniskraft, seine Seele weidet sich an dem Erlebten, und seine Gabe der Darstellung beeilt sich, dem Erlebnis, das sonst als ein Lebensaugenblick im Zusammenhange des großen Stromes vorüberrauschte, Halt zu gebieten, es festzuhalten, ihm ewige Dauer zu verleihen.

Wem das, was er dichtet, komponirt, malt, meißelt, baut, nicht ein mächtiges Erlebnis war, nicht das Herz überwältigte, daß er es in seinem Werke nun immer wieder genießen möchte, der ist kein Künstler, sondern ein Macher, und wäre sein Name der einer Tagesgröße ersten Ranges.

Der Laie soll sich recht eigentlich dazu erziehen, alle Kunstwerke, also auch die ihm so gefährlichen, ihn niederimponirenden Bilder als selbstbiographische Offenbarungen des betreffenden Künstlers anzusehen.

Und wenn er das thut, thut er nichts andres, als was „die Zeit“ thut, jene Zeit, die wir Geschichte nennen. Die Geschichte erweist sich als ein furchtbares Totengericht über die Künstler. Immer gab es in den Geschlechtern der Vergangenheit Moderne, immer ein Abdanken alter Malweisen zu Gunsten neuer, immer hat ein -Ismus gegen einen andern -Ismus den Krieg geführt, wenn auch nicht in dem Umfange von heute, wo die ästhetische Reflexion und die eine neue Praxis gebärende neue Theorie so mächtig sind, nicht wie heute, wo Weltanschauung und Zorn über unbequeme Lebensordnungen so oft gemalt wird; aber

Neuſtes, Allerneuſtes, das ſich als der Knopf auf dem Turme der Kunſt vorkam, gab es immer, und unbarmherzig warfen doch ſchließlich die Völker alle die Künſtler auf den Kehrichthaufen der Geſchichte, die der Welt nichts mehr mitzuteilen hatten als ihre Technik.

Der Laie, nun ſeit Jahrzehnten fortgeſchleppt von Schülerrevolten zu Schülerrevolten, zum Miterleber der Atelierſchlachten gemacht, ob er will oder nicht, ſollte dieſer tyranniſchen Malerwelt zurufen: Gebt uns nur das, was euch ſelbſt die Seele bewegt, erfüllt, bezwungen hat; malt als Naturaliſten, in Freilicht, als Impreſſioniſten, und wenn es ſein muß, als Neo-Impreſſioniſten, aber glaubt nicht, eure Kunſt erſchöpfe ſich mit der techniſchen Vollendung, gebt uns Brot und nicht Steine; was ihr wählt, ſoll uns recht ſein — Bauern, Kleinſtädter, Großſtädter, Apoſtel im Kleide des ſechzehnten Jahrhunderts, Apoſtel im Proletarieranzug des neunzehnten Jahrhunderts — Alles iſt uns recht, wenn es nur etwas iſt, bei dem das tiefe Verſtummen vor der Gewalt des Kunſtwerks über uns kommt, bei dem wir lächeln dürfen, bei dem das Herz ſich freut oder das Herz weint, bei dem wir die tieferen, uns ſonſt verſagten Blicke in das innerſte Weſen des Menſchen thun dürfen: das iſt der göttliche Auftrag an das Schöne, an die Kunſt, daß ſie das Herz überwältigt. Für das Erbärmliche, Oede, Langweilige ſind unſre Augen nur allzuoffen, nun öffnet ihr uns die Augen für das Bedeutende, Tüchtige, Ergreifende, Schöne! Gedenket der Geſchichte!! Sie hat unter den Malern der Vergangenheit als lebendig immer nur die betrachtet, die aus lebendiger Seelenkraft heraus Ausleger einer Welt waren, die zu ſehen, zu verſtehen und zu lieben eine Freude war!

Ausdrücklich aber ſei geſagt, daß dieſe Entſcheidung der Zeit über das, was bleiben ſoll, nicht allein zu Gunſten der formalen Schönheit ausfällt. Denn was iſt „das Schöne"?

Werke von mächtigem Anteilsinhalte, der ſo reich iſt, daß er auch uns, den Leſer, Hörer oder Beſchauer, noch ausfüllen kann, nennen wir „ſchön." Dies geheimnisvolle, unbegründbare, undefinirbare Urteil „ſchön" bedeutet im Munde des Empfangenden die Liebe des Beſiegten zum Sieger, die ſtumme beglückte Ueberwundenheit einer Seele durch eine andre Seele, die als Waffe für dieſen Sieg ein Lied, eine Kompoſition, ein Bild, eine Statue, ein Haus, ja auch ein Haus, wenn es nur in jeder Form das Symbol edler Häuslichkeit oder das Symbol der Anbetung, der edlen Freude war, benutzt hat.

Vielleicht war der Gegenſtand des Liedes, des Bildes nicht einmal an ſich das, was man dem nächſten Augenſcheine nach „ſchön," alſo formell ſchön, nennt. Aber der Erlebnisanteil des Künſtlers an dem Gegenſtande, der ihn überwältigt hatte, handelt als die reine vollkommne Mutterliebe: ſie hüllt das runzliche Mütterlein, die zerfallne Mauer, den alten Weidenſtumpf am dunkeln Waſſerrand, die abgezehrte Armut in Tücher ein, um den geliebten Gegenſtand vor der rauhen Welt zu ſchützen, in bezaubernde Farbenhüllen, in erfreuende Linien, in das reizende Spiel von Licht und Schatten.

Aber das Schöne, das die Zeiten überdauert und kommende Menſchen noch beglückt, kann zugleich ein vollkommnes Schönes auch der Form nach ſein und iſt es oft.

Es hieße ja gerade die Sehenden blind machen wollen, wenn man ihnen verböte, das in der Welt reichlich vorhandne Schöne nicht ſehen zu ſollen, das Schöne, das nun ſchon ohne alle Zuthat der Mutterliebe ſchön iſt, ein auf ſich beruhendes Schönes nach Gehalt und Form. Man nennt den Künſtler, der ein Auge für die Wirklichkeit hat, einen Naturaliſten, nennt ihn natürlich nur dann einen Künſtler, wenn er durch Wirklichkeiten heftig ergriffen, entzückt, überwältigt iſt. Einen andern Sinn darf im Gebiete der Kunſt das Wort Naturalismus nicht haben. So giebt es Naturaliſten der Landſchaft, Naturaliſten des Ländlichen, Naturaliſten der „Geſellſchaft", und ſo giebt es auch Naturaliſten des Schönen an ſich. Ihr Auge und Herz ſog ſich voll von dem in der Welt ausgebreiteten Schönen. Sein innerer Reichtum, der in die vollendete Form ſo entzückend hinausblühte, riß ſie hin, ſie machten ſich demütig zum Offenbarer dieſes Schönen. In unſerm Volke war in unſern Tagen ein

ſolcher Naturaliſt des Schönen Anſelm Feuerbach, in England war es Edward Burne-Jones.

1

Burne-Jones hat der Welt nach drei Seiten hin einen großen Gefallen gethan.

Er hat, zugleich mit Anſelm Feuerbach und Arnold Böcklin, an ſeinem Beiſpiele ſieghaft erwieſen, daß, wie nicht das Schwert den Helden macht, ſondern das Schwert erſt in der Hand des Helden zu einer Kraft wird, ſo auch die Palette nicht den Maler, ſondern er vielmehr die Farbe zu einer Verkündigerin macht: ehe er zur Palette greift, muß er ein Mann ſein, der der Welt etwas zu ſagen hat, ein beredter, tiefſinniger Erklärer des großen Bilderbuches, das um uns her aufgeſchlagen iſt; er ſoll ſo groß ſein, daß er den kleinſten, armſeligſten Menſchen verſteht und ihn uns liebevoll verſtändlich machen kann, ſo groß, daß er das Gemeine als die Flucht vor dem Adligen erkennt, und wenn er uns das Gemeine darſtellt, er es als das ſchmerzerregende Gegenbild des Edeln verſtehen lehrt, — ſo groß, daß er alle Träume der Menſchheit verſteht als Verſuche loszukommen von der allzuläſtigen Schwere der Materie.

Nicht mit Worten, denn er war kein Mann der Auseinanderſetzung, aber thatſächlich hat Burne-Jones ferner gefordert, daß man die in der Seele des Menſchen wohnenden Gedanken, Ahnungen und Träume als mindeſtens ebenſo real anerkennt wie die äußere Wirklichkeit. Oder wäre nur dieſe zerfallende äußere Welt wirklich, und die Welt der Seele wäre unwirklich?

Endlich beanſpruchte Burne-Jones, für dieſe ſeine innern Anſchauungen griechiſche und keltiſche und germaniſche Sagen, Mythen und Märchen zur Einkleidung wählen zu dürfen; denn er hatte erkannt, daß in dieſen Ueberlieferungen eine nur ſtammelnde Verkündigung von hoher Geſinnung, Adel, Frömmigkeit, Sehnſucht und Gemütskraft enthalten ſei, die nur auf den Künſtler warte, der zu einem brauſenden Strome der Rede umſchaffe, was dort nur Lallen und Stammeln war.

Was ihm im Leben an ſchönen Geſtalten, an ſchöner Geſinnung begegnet war, Alles, wonach ſeine eigne Seele in den Sabbathſtunden ſeines Gemütes rief, erſtand wieder in den Szenen ſeiner Bilder, die den äußern Anlaß aus chriſtlichen Stoffen oder antiken und mittelalterlichen Ueberlieferungen entnommen haben. Keines ſeiner Bilder iſt Illuſtration zur Vergangenheit, ſondern das Erlebnis von heute iſt dargeſtellt, als wäre es einſt geſchehen, darum ſpüren wir unſer Leben in dieſer Burne-Jonesſchen Geſtaltenwelt. Der Zauber unbedingter Glaubwürdigkeit liegt über der Mehrzahl ſeiner Schöpfungen. Sie ſind entſtanden, wie Goethes Egmont, wie Goethes Iphigenie. Der Dichter ſieht ſich auf dem Strome der Selbſtſicherheit, der Glücksempfindungen und des Lebensverlangens, ohne an die ſittliche Schulung zu denken, die ein doch auch möglicher Tag des Unglücks von ihm fordern könnte; es fällt ſein Auge auf die Geſchichte Egmonts, und er ſieht betroffen, daß ſo ſchon einmal ein Mann gelebt hat und wohin es dieſen geführt hat: nun ſtellt er ſein Leben im Vorerlebnis Egmonts dar. So hat Burne-Jones ſein Leben vorgelebt geſehen in Geſchichten und Geſtalten der Vergangenheit und hat ſie benutzt, daß ſie ſtatt ſeiner redeten.

Hermann Oeſer

Pater Maternus

Roman aus dem ſechzehnten Jahrhundert von Adolf Hausrath (George Taylor). Leipzig, S. Hirzel, 1898. 6 Mk.

1

Die Romane George Taylors, unter welchem Namen der Heidelberger Kirchenhiſtoriker Adolf Hausrath den Laienkreiſen am beſten bekannt ſein dürfte, erfreuen ſich — dafür legt die wachſende Zahl der Auflagen Zeugnis ab — weithin großer Beliebtheit. Man kann beobachten, daß ſelbſt da — oder vielleicht gerade da am allermeiſten vermöge einer Eigentümlichkeit der Hausrathſchen Romane, auf die wir noch zu ſprechen kommen werden —, wo ein lebendiges Intereſſe am kirchlichen Leben

der Gegenwart vermißt wird, die Werke George Taylors gern und viel gelesen werden und zu mannichfachen Erörterungen über das Christentum Anlaß geben. Haften diese auch, durch den Roman veranlaßt, zunächst an seiner Vergangenheit, so ergiebt es sich bei denkenden Lesern doch unwillkürlich, daß die Betrachtung auf die Gegenwart überspringt und sie in Kritik und Gegenkritik mit der Vergangenheit vergleicht. Und sollte dann auch das Fazit bald so bald anders, häufig vielleicht ungünstig ausfallen, so wollen wir uns dadurch weiter nicht betrüben lassen, genug, daß das Christentum überhaupt Gegenstand der Diskussion geworden ist, und zwar geworden ist von seiner geschichtlichen Vergangenheit aus. Denn die Geschichte ist und bleibt die große Lehrmeisterin für uns alle, an ihr muß sich auch das Christentum der Gegenwart beständig zurechtfinden. Weil dem so ist, kann man die Bedeutung des historischen Romans nicht hoch genug schätzen, namentlich für Laienkreise. Er ist für diese etwa das, was dem Studenten die kirchenhistorische Vorlesung, dem Gelehrten die Durcharbeitung eines kirchenhistorischen Werkes — Voraussetzung ist natürlich, daß der Roman auch wirklich ein historischer sei, d. h. ein treues Spiegelbild der Zeit, die er schildern will. Schon in diesem Sinne muß ein Roman aus der Vergangenheit des Christentums aus der Feder des Kirchenhistorikers, des dazu Berufensten, willkommen geheißen werden.

Hausraths jüngster Roman führt uns zurück in die Anfänge des sechzehnten Jahrhunderts auf den Boden Italiens, und Pater Maternus ist ein junger deutscher Augustiner aus dem Kloster Annaberg, der von früh auf durch nagende Sorgen und Zweifel gequält in Rom zu genesen hofft und auch wirklich die Erlösung dort findet. Aber nicht da, wo er sie zu finden hoffte, an der Kurie, sondern durch eigentümliche Verkettung der Umstände im Hause eines konvertirten Juden, bei dem er zur Herberge ist. Gewiß ein Stoff, aus dem eine geschickte Hand ein farbenprächtiges Kulturbild sowohl als auch feinste psychologische Probleme zu formen vermögen wird.

Was, wie Hausraths frühern Romane, so auch die jüngste Schilderung schon rein äußerlich anziehend macht, ist seine elegante, von geistreichen Aperçus durchwürzte, etwas an Renan erinnernde Darstellungsweise. Da ist keine Spur von gelehrter Trockenheit, auch dort nicht, wo es ernste Probleme gilt. Wie geschickt ist z. B. die endgiltige Lösung des Konflikts in der Seele des Maternus in die Form eines Dialogs mit dem Satan gekleidet. Der damaligen Zeit waren die Kämpfe mit dem Höllenfürsten Alltägliches; unser Empfinden wird dadurch um so weniger verletzt, als der Entscheidungskampf in das Dunkel der römischen Katakomben hineinverlegt ist, in denen Maternus, vom Führer treulos verlassen, umherirrt. Oder wie lebendig ist die Schilderung des Treibens an der Tafel im Augustinerkonvente! Wie schneidig führt der gelehrte Humanist seine Waffen gegen die Kirche, wie sprühen die Witze herüber und hinüber! Mitunter freilich wird die Darstellung zu leicht und streift ans Lockre, wenn das Lärmen der Gasse zu laut an unser Ohr dringt oder der italienische Flitterkram in zu hellem Aufputz erscheint. Ich möchte dahin rechnen das Kokettiren der hübschen Sängerinnen in der Prozession mit Maternus, dem die italienische Unverfrorenheit so völlig fremd ist, daß er sich recht täppisch anstellt. Hier, wie auch anderwärts, ist die Profanirung des Heiligen nicht genügend balancirt durch entsprechendes Gegengewicht, und so bleibt das Unbehagen übrig, das man empfindet, wenn religiöse Dinge ins Lächerliche gezogen werden. Den Lutherkenner wird es freuen, manchen alten Bekannten aus des Reformators Schriften, vornehmlich aus der Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation und aus dem Büchlein von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche, geschickt in die Darstellung verflochten zu sehen; oder er wird angenehm überrascht sein, wenn er in einsamer Kapelle in den Vorgärten Roms plötzlich das wohlbekannte Bild von den im Wirbelstrome des Lebens schwimmenden Männlein und Weiblein erblickt, denen die im sichern Kahn der Kirche sitzenden Priester und Mönche die rettenden Seile und Bretter zuwerfen. Ebenso wird der Kunsthistoriker gern die Wanderung mit Interesse begleiten, die Maternus durch die Kirchen Roms antritt, und sich von dem

hochberühmten Messer Santi aus Urbino über das Geheimnis italienischer Malerei belehren lassen. Von hoher poetischer Schönheit ist die Verwebung des Bibelworts in Dialog wie Monolog. So, wenn der Mönch der Tochter des Juden, die an ihren Feinden Rache nehmen will, sagt: „Du bist durch ein besondres Thor eingetreten in die Stadt Gottes, aber, meine Tochter, du gehörst ihr nun an, so lebe auch nach ihren Gesetzen. Die aber heißen nicht: Auge um Auge, Zahn um Zahn! sondern: Du sollst deinen Feind lieben und denen wohlthun, die dich verfolgen." Oder wenn Maternus in den finstern Gängen der Katakomben sich herumtastend betet: „Und ob ich schon wanderte im finstern Thal . . ." Das sind Momente, in denen sich die Darstellung zu religiöser Kraft und Innigkeit erhebt.

Es wird nach dem allen nicht befremden, daß Hausrath mit den Mitteln seiner Darstellungskunst ein prächtiges Kulturbild von Italien, insbesondre von dem Rom zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts geschaffen hat. Lebendigkeit und Anschaulichkeit ringen um den Preis. Man hört das Klappern der Maultiere auf dem harten Pflaster und das Klingen ihrer Glöckchen, man sieht den rasenden Wahnwitz der Menge wieder und immer wieder an die Altäre stürmen, sieht auch das alte Weib, das „abwechselnd mit den zärtlichsten Schmeichelworten und den verruchtesten Lästernamen" von der gnadenreichen Frau ein Mirakel begehrt. Und das von der Kirche großgezogne Dolce far niente, das Indentaghineinleben, mehr Feiertage als Arbeit — wer es kennen lernen will, der lese unsern Roman. „Wir begehen die Sünden, und ihr vergebt sie, so hat Jeder sein Teil," sagt der Bauer zum Mönch und enthüllt damit den ganzen Jammer und die Verrottung eines vom Papsttum beherrschten Volkes: es gilt das für die Gegenwart in ungeminderter Stärke. Und sehr fein hat Hausrath es verstanden, den von Rom geknechteten Italienern, bei denen „Alles gemalt ist, selbst das Opfer, das sie der Gnadenreichen darbringen" die ehrliche deutsche Treue gegenüberzustellen. Es geschieht dies nicht in langer Darstellung, sondern in kleinen Zügen, die eingestreut sind, ohne sich aufzudrängen. Während die italienischen Mönche losen Witz beim Becher treiben, sitzt man im deutschen Kloster im Refektorium bei trautem Lichterschein und liest die neuesten Werke von Erasmus oder des Herrn Ulrich von Hutten. Und „Italiens schöne Frauen"? „Sie waren schön, sie waren gescheut; Witz, Keckheit, Lebenslust hatten sie im Ueberfluß. Aber sie hatten keine Seele."

Und nun die einzelnen Personen, die zwischen der Menge hingehen und aus ihr herausragen. Wie prächtig gelungen ist Maternus' Gefährte, der ehrliche Doktor Johannes mit seiner „wahrhaft unverschämten Gesundheit, in dessen rundlichem Antlitz kein Zug deutlicher ausgeprägt war als der von Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit" — eine echt Grütznersche Mönchsfigur! Oder der witzelnde Humanist Greco, der an Allem seinen Spott ausläßt, nur nicht am Patrimonium Petri, und der die Theologie der Menge wohl von der der Gelehrten zu scheiden weiß. Wiederum aus dem Leben gegriffen ist die Figur des Banditen, den Dolch im Gürtel, den Hut voller Heiligenbildchen, oder die des ehrlichen Bauern, der durch die geweihte Kerze die kranke Kuh zu heilen hofft, und seiner rundlichen Gattin Olivia und Andrer. Feinsinnig gezeichnet ist die junge Jüdin Marietta, einerseits „eine Madonna aus dem Hause Davids, mit einem Gesichtchen, so süß, wie es kein zweites in Welschland und Deutschland giebt," andrerseits echte Jüdin, wo es das Auge um Auge gilt, das Wort, das sie als Kind dem sie zausenden Winde zurief: Wegblasen lasse ich mich nicht! als „Judas Makkabäus im Weiberrock" wahrmachend. Das psychologische Problem, das sich um ihre Person dreht, die Frage, ob sie sich als Madonna malen lassen darf oder nicht, ist geschickt gestellt und ebenso geschickt gelöst.

2

Und doch — neben dem vielen Licht fehlt auch der Schatten nicht. Trotz aller Schönheit befriedigt meines Erachtens doch das Ganze nicht. Hausrath hat seinem Maternus die Züge Luthers geliehen, das muß Jeder merken, der nur ein wenig mit Luther vertraut ist; es zeigt sich bis in kleinste Züge hinein.

Dadurch aber wird das eigentliche Problem des Buches, die Erlösung des Mönches, vorweg genommen, man weiß fast schon nach dem ersten Kapitel, wie das Ganze enden muß. Und kann auch die geschickteste Hand des Schriftstellers das Bild nachzeichnen, das die Geschichte selbst mit markigsten Zügen auf ihre Blätter geworfen hat und das als solches in uns lebt und innerlich bewegt wird? Luther ist zu groß, als daß man seine Züge Andern leihen dürfte. Mich hat bei der Lektüre nur zu oft der sich aufzwingende Hinblick auf Luther gestört, und das Gegengewicht, das Hausrath dem giebt, dadurch, daß er den Bruder Martinus selbst in diskreter Weise einige Male im Romane auftreten läßt, erscheint mir zu schwach.

Doch davon einmal abgesehen — vielleicht empfinden andre Leser jene Parallele nicht so störend — ist die Befreiung des Mönches Maternus genügend und befriedigend motivirt? Gewißlich nach der negativen Seite hin. Daß des Mönches Sehnsuchtstraum: „Wie im Lichte verklärt lag die heilige Stadt vor mir, wenn ich im Kloster ihrer gedachte“ gründlich zu Schanden werden muß, wird auf Grund der prächtigen Kulturschilderung uns vollauf begreiflich. Aber was bringt den Mönch zum Glauben? Recht besehen, doch eine allgemein menschliche That der Liebe, die dem Juden ebenso wohl möglich wäre wie dem Christen. Ja, Maternus vollzieht sie ausdrücklich nicht als Christ, weil seine Ordensregel sie ihm verbot — und die war für ihn das Christentum —, sondern instinktiv getrieben. Dazu die befreiende Macht der Naturschönheit! Wir erhalten eine eingehende Schilderung des Eindrucks, den Italiens Naturreize auf das Gemüt des Mönches ausüben, ihn zur Andacht stimmend. Aber es fehlt das spezifisch christliche Element in Maternus' Bekehrung, und es hieße uns zuviel zugemutet, wenn wir es infolge der Lektüre des Paulus und Augustinus bei Maternus voraussetzen sollen. Wir hören auch kaum, was denn „Glaube“ für Maternus bedeutet, da er sofort umgebogen wird zur „Liebe,“ zum Wohlthun an den Mitmenschen. Rein historisch betrachtet wollen die angegebnen Momente in das Ende des achtzehnten Jahrhunderts passen, allenfalls auch in die Humanistenkreise des sechzehnten, aber nicht in die Mönchskreise, denen Maternus angehört. Ob sie dem persönlichen Empfinden entsprechen, möge der Leser selbst entscheiden: der historische Roman will zunächst historisch betrachtet sein. Es sei nur die Frage aufgeworfen: Giebt es nicht Momente, die bei jeder „Bekehrung“ zu freiem persönlichen Christentum, einerlei wann, wo und wie, unentbehrlich sind, und fehlt von diesen nicht das Wichtigste und Notwendigste in Hausraths Roman, die Persönlichkeit Christi, und sei es auch nur in Form einer Auseinandersetzung mit ihr?

Und nun die eigentümliche Figur des Juden! Sie ist mit größter Sorgfalt, vielleicht am liebevollsten gezeichnet. Man weiß nicht recht, wie man sich zu ihr stellen soll, Sympathie und Antipathie lösen beständig einander ab, „er hinkt auf beiden Seiten,“ sagt Maternus einmal von ihm. Muß sein Gebetsplärren und das mechanische Mitmachen aller von der Kirche vorgeschriebnen Andachtsübungen uns abstoßen, so hören wir bald darauf, daß es die Liebe zu seinem Kinde ist, die ihn zu solcher Heuchelei zwingt, weil er es auf keine andre Weise vor den gierigen Händen des Augustinerdekans zu schützen vermag. Ist er auf der einen Seite der treubesorgte Hausvater, so doch auf der andern der schlaue Jude, der sein Geschäft zu machen versteht, und der durch ein geschicktes kaufmännisches Manöver die Kurialisten prellt. Hausrath läßt ihn einmal sagen: „In diesem Zwiespalt, das schönere, freiere Leben bei den Christen zu sehen, die reinere Lehre bei den Juden, bin ich aufgewachsen.“ Darin soll wohl der Schlüssel zum Verständnis des Charakters dieses Juden-Christen liegen. Aus diesem innern Zwiespalt ist er nicht herausgekommen und — wird auch im Laufe der Erzählung aus ihm nicht befreit. Allerdings verspricht er am Schluß, das „Hinken auf beiden Seiten“ solle aufhören, aber nach dem Bisherigen glaubt man das nicht so recht. Zwar das Knierutschen vor den Altären wird er aufgeben, da es für ihn jetzt keinen Zweck mehr hat — sein Kind ist ja gerettet —, aber ein Christ wird er nicht werden.

Wozu auch? Die „reinere Lehre“ ist ja bei den Juden! So denkt nicht nur der Jude, sondern so müssen wir selbst

während der Lektüre denken. Offenbar ist es Hausraths Absicht gewesen, gegen das verrottete Christentum Roms das verachtete Israel auszuspielen, und das ist nur zu gut gelungen. Treue, Liebe, Wahrheit tritt uns hier gegenüber dem Lug und Trug dort entgegen. Wie fein gewählt ist der Zug, die Jüdin den Heiligen- und Bilderkram zurückweisen zu lassen durch die Berufung auf ihr Gesetz: Du sollst dir kein Bildnis noch irgend ein Gleichnis machen! Aber indem so die majestätisch-strenge religiöse Hoheit des Judentums scharf, vielleicht zu scharf, herausgestellt wird, ist der Gefahr nicht genügend vorgebeugt, daß nicht das Christentum überhaupt, nicht nur das verrottete des sechzehnten Jahrhunderts in Italien, die Kosten bezahlen muß. Wir erhalten kein Bild reinen, ungetrübten Christentums. Das des Maternus ist ein rationalistisches; charakteristisch lautet sein Glaubensbekenntnis: Ich glaube an Gott den Allmächtigen, Schöpfer Himmels und der Erden. Und was als der Vorzug des Christentums letztlich erscheinen soll, der Universalismus der Liebeserweisung, ist wiederum nicht sowohl christlich als vielmehr allgemein menschlich — im Sinne des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts — motivirt. So kommt es, daß das Christentum den Vorzügen des Judentums nicht völlig die Wage halten kann. Man hat es Hausrath seiner Zeit vorgeworfen, daß er in seinem Roman „Antinous“ sich zu sehr auf die Seite des Heidentums stelle. War der Vorwurf berechtigt, so wird man in „Pater Maternus“ dasselbe hinsichtlich des Judentums sagen dürfen. Dem Einwande, den man machen könnte, es sei historisch unmöglich gewesen, ein reineres Christentum uns vorzuführen, wird leicht zu begegnen sein, einmal durch den Hinweis darauf, daß eine gewisse Idealisirung erlaubt ist im Romane — auch der Jude ist idealisirt —, sodann durch den Fingerzeig auf Luther. Wenn denn einmal Maternus die Züge Luthers tragen sollte, warum hat er so wenig von Luthers Christentum mitbekommen?

Irren wir nicht, so wird die Erörterung über Hausraths neusten Roman sich vornehmlich an diese Gegenüberstellung von Judentum und Christentum anschließen. Das in der Erzählung von den drei Ringen angeschlagne Problem findet in jeder Form Leser und Beurteiler, zumal in der Gegenwart, die auch auf religionsgeschichtlichem Gebiete unter der „vergleichenden“ historischen Methode steht. Dadurch aber, daß er letztlich auf ein Problem der Religionsgeschichte hinausläuft, erweist sich Hausraths historischer Roman als zugleich eminent moderner Roman und erreicht damit das Höchste, was von einem historischen Roman erreicht werden kann: in die historische Darstellung Probleme der Gegenwart zu verflechten und dadurch das Interesse des Lesers unmittelbar zu packen. Ist die Gefahr, dabei die von der Geschichte gestellten Schranken niederzureißen, vom Dichter zwar nicht völlig überwunden worden, so spürt man doch immer die sichere Hand des Kirchenhistorikers und gewinnt lebendige Fühlung mit der Wirklichkeit vergangner Tage.

Walther Köhler

Buddhistisches Mönchtum in China

1

Vielleicht erinnern sich einige von den Lesern der Christlichen Welt noch der Zeilen, mit denen ich im Jahrgang 1897 dieser Zeitschrift (Nr. 28 und 29 „Eine Woche bei den Lotophagen“) von den Eindrücken eines Aufenthaltes auf der buddhistischen Mönchsinsel Pu-to-ssan Kunde gab. Vielleicht sind dieselben Leser auch nicht abgeneigt, sich noch etwas Näheres über diese seltsame Insel mitteilen zu lassen, wie es die Erinnerung an meinen diesjährigen Aufenthalt daselbst mir in die Feder giebt. Die allgemeinern Notizen aus jenem frühern Aufsatz möchte ich also als bekannt voraussetzen.

Wie vor zwei Jahren war ich auch diesmal in dem kleinen Kloster Kwang-ti-tien eingekehrt, dessen einfache Zelle ich jetzt freilich nicht mit einem gastfreundlichen Mönche zu teilen hatte, sondern mit meiner Frau, die mich von Shanghai hierher begleitete. Aeußerlich war die alte Wohnstätte die gleiche geblieben; die kleine Schutzmauer, die den Einflüssen böser Geister wehren

soll, und an der zur Zeit der Flut die weißköpfigen Wellen emporbrandeten, das Eingangsthor mit den unförmlichen Laternen, die im Winde schaukelten, der kleine Binnenhof, von den Gebäuden quadratisch eingeschlossen, die Kultusräume mit ihren Bildnissen, die langen niedrigen Gänge mit ihrer Zellenreihe Wand an Wand und Thür an Thür, ja selbst die kleinen roten Zettelchen, links von jedem Zelleneingang angeheftet, auf denen eine Nummer und eine besondre Bezeichnung zu lesen war — Alles stand wieder vor mir, wie wenn ich es eben erst verlassen hätte. Nur die Menschen waren nicht mehr dieselben. Es scheint, daß diese beschaulichen Weltverleugner doch noch ein wenig die Abwechselung lieben; alle meine alten Bekannten waren in andre Klöster ausgewandert. Mein besondrer Gastfreund von ehemals hatte mir schon bei meinem damaligen Aufenthalte angekündigt, daß er in eins der Klöster des Festlandes übersiedeln werde. Nach dieser Uebersiedlung hatte er mich auch einmal auf einer seiner größern Bettelfahrten in Shanghai besucht. Ihn erwartete ich also nicht mehr dort zu sehen; aber auch seine Genossen von damals waren verschwunden. Sechs oder sieben neue Geschorne im Bettlergewande bevölkerten das kleine Kloster. Es machte den Eindruck, als sei es im Aufblühen. Mehrfach beherbergte es in dieser Pilgerzeit außer uns chinesische Besucher; öfter kamen Anbetende; auch die Mönche schienen eifriger ihren religiösen Pflichten obzuliegen. Vor zwei Jahren war es in den Gebäuden oft wie ausgestorben; dieses Jahr hatten wir vielfach Gelegenheit, die Jünger Buddhas aus unmittelbarer Nähe von früh bis spät bei ihrem Kultus zu beobachten.

Es ist noch vier Uhr morgens. Recht schöne Zeit zu schlafen für den, den am Abend zuvor die Herrlichkeit des stillen Dunkels unter dem Sternenhimmel am Meeresstrande und darnach allerlei Gedanken oder auch Mosquitos und Ratten etwas über das Maß hinaus wach gehalten haben. Da dröhnt vom Hofe herauf ein schwerer Gongschlag, dumpf hallend wie etwa der Ton einer Turmuhr in unmittelbarer Nähe; langsam folgen mehrere und sorgen dafür, daß der Halbschlaftrunkne schnell ganz wach wird. Draußen ists noch dunkel. In den Zellen um uns her aber rührt es sich. Man hört das Schlürfen der Tritte auf dem Gange. Die Mönche haben sich von den Matten ihres Lagers aufgerafft, über das Untergewand, in dem sie schlafen, den weiten gelben oder grauen Mantel geschlagen, der mit einer eigentümlichen Schnalle an der linken Schulter oben zusammengehalten wird, sind in ihre niedrigen, pantoffelartigen Schuhe getreten und traben nach der Kultstätte. Es liegen zwei heilige Räume mit Götterbildnissen im Unter- und Obergeschoß über einander. Das Heiligtum im Untergeschoß, einfacher ausgestattet, scheint nur den Zwecken betender Pilger zu dienen. Im Obergeschoß dagegen verrichten die Mönche täglich ihre frommen Uebungen. Fromme Uebungen! Lieber Leser, was stellst du dir darunter vor? Tritt an unser Zellenfenster und sieh und höre! Ein seltsam näselnder Ton eines Einzelnen tönt langgehalten zu uns herüber. Bald fallen andre Stimmen ein. Die Melodie, soweit davon die Rede sein kann, eine Art Psalmodirens mit bestimmten regelmäßigen Schnörkeln, ist für Alle dieselbe, aber an Harmonie darfst du deswegen doch nicht denken. Jeder setzt in der Höhe ein, die ihm seine natürliche Stimmveranlagung nahe legt, und verfolgt von seinem Einsatz aus energisch seinen eignen Weg. Was für Worte sind es, die sie singen? Formeln buddhistischer Gebete, die sie selbst nicht verstehen; denn es sind Sanskritworte, deren einzelne Silben durch ähnlich gesprochne, aber in sich zusammenhanglose chinesische Charaktere wiedergegeben sind. Dazwischen hört man immer wieder, bisweilen von einer kräftigen Stimme mitten in die andern Worte hineingeheult, dann auch von Allen gemeinsam wiederholt das berühmte Wort O-mi-to oder vollständiger O-mi-to-fa. Das ist die chinesische Aussprache des indischen Amitabha, des Namens einer Gottheit, die der spätere Buddhismus erfunden und zusammen mit der ihm verschwisterten Fabelgestalt Kwan-yin zu Schutzgöttern des „westlichen Paradieses" gemacht hat. Dies „westliche Paradies" ist eins von den Gebilden, durch die der Buddhismus, als er Volksreligion wurde, die Lehre des Nirvana konkreter und faßlicher machen mußte. Die Kwan-yin, in China meistens eine weibliche Gottheit, während sie ursprünglich im Indischen männlich war, ist im ganzen chinesischen Buddhismus sehr populär. Ganz besonders tritt sie hervor im tibetanischen Buddhismus, und daher auch auf Pu-to-ssan, denn die Kultstätten dieser Insel standen ursprünglich in Zusammenhang mit Tibet. Kwan-yin vertritt so auf Pu-to-ssan fast völlig die Stelle des Buddha. Ebenso aber ist der Name ihres Seitengängers Amitabhas (O-mi-to) beständig auf den Lippen aller Mönche. Mit O-mi-to grüßen sie dich, mit O-mi-to nehmen sie von dir Abschied, mit O-mi-to betteln sie dich an (und ach, mit welcher Ausdauer!), mit O-mi-to danken sie dir für dein Geschenk, mit O-mi-to können sie einen ganzen Gottesdienst ausfüllen. So schallt es zu uns herüber von drüben, während wir im Morgengrauen an unserm Zellenfenster stehen: O-mi-to, O-mi-to! Dazu schlägt Einer den Takt auf dem sogenannten Fischkopfe, jenem merkwürdigen, einer plattgedrückten ausgehöhlten Kugel ähnlichen hölzernen Instrumente, das sich in allen Dimensionen überall in den Klöstern und in den Händen der buddhistischen Bettler findet. Außerdem dienen größere und kleinere Glocken, Pauken und Becken zur Belebung und Rhythmisirung ihres Kultes. Sieh sie dort dahinziehen, an dem Altar vorüber, halb gebeugt mit zusammengelegten Händen, dann an dem Fenster vorbei, wo wir sie deutlich beobachten können. Sie bemerken auch uns, einer nach dem andern wirft im Vorübergehen einen Blick hierher. Aber fürchte nicht, daß dein Zusehen sie verletzt, daß du ihre Andacht störst. Andacht! Du könntest ihnen jetzt ruhig ein lustiges O-mi-to zurufen, wie man sich etwa bei uns Guten Morgen wünscht, und ein freundliches Grinsen würde dir zeigen, daß so etwas sie nicht aus der Fassung bringt. Was sie da abmachen, ist ein notwendiges Exerzitium, das um der Gottheit willen abgewandelt und abgesungen sein will. Willkommen Alles, was die Langeweile dieses Exerzitiums etwa lustig unterbricht.

Das dauert eine halbe Stunde oder länger. Mit dem Rauschen der Flut, die ihren Morgengruß zu den Klostermauern heraufschäumt, verbindet sich dies singende Gemurmel, dieser dumpfe, gleichmäßige Ton der Pauken und Fischköpfe, manchmal verhallend und ersterbend, dann wieder wild anschwellend, als ob wahre Leidenschaft und Inbrunst daraus rede; und dabei zieht die stille Pracht des schönen jungen Sommermorgens mit zartgefärbten Wölkchen, mit den ersten feierlichen Sonnenstrahlen, mit tauig frischem Grase, das der Morgenwind leise bewegt, mit Vogelstimmen und Bachesrieseln über diese ganze kleine Insel herauf und verklärt mit immer neuer Schönheit die Felsenhöhen und Thäler und Schluchten, wo überall unter den geschweiften Dächern bei Räucherqualm dasselbe Schauspiel toter Formeln sich abspielt. So beginnt der Tag, und so geht es durch den Tag. Die Wiederholung des Vorganges bildet für den Mönch die Abschnitte des Tages. Hackmann

---

Verschiedenes

Rothelitteratur. Richard Rothe. Bilder aus der evangelisch-protestantischen Landeskirche Badens V. Heidelberg, Evangelischer Verlag, 1899. 48 Seiten. 0,80 Mk.

Richard Rothe. Sein Charakter, Leben und Denken von W. Hönig. Berlin, Schwetschke und Sohn, 1898. 2 Mk.

Der am 28. Januar 1899 wiederkehrende hundertjährige Geburtstag Richard Rothes wird die Wirkung haben, die überaus anziehende und geradezu erbaulich wirkende Persönlichkeit dieses Mannes und seine bei weitem noch nicht ausgeschöpften Gedanken wieder vor die gegenwärtig Lebenden zu stellen. Die Heidelberger Fakultät wird das Andenken an diesen ihren größten und ihr wie Baden mit besondrer Liebe zugethanen Theologen am 9. Februar in einem Festaktus feiern, dem der Großherzog und die Großherzogin vielleicht die Ehre ihrer Teilnahme schenken. Ein vom Kirchenrat Lemme gebildetes Komitee wird ihm ein durch Beiträge von Männern aller Richtungen gestiftetes Denkmal in der Peterskirche setzen und damit ihm die verspätete und doch so wohl verdiente Anerkennung auch von der rechten Seite zu teil werden lassen. Eine ganze Anzahl von Schriften wird Leben und Gedanken des Mannes darstellen. So dürfen wir von diesem Jubiläum wohl eine vertiefende und stärkende Wirkung auf unser kirchliches und religiöses Leben erwarten.

Ein Vorläufer dieser Veröffentlichungen ist das hier an erster Stelle genannte Heft, das eine kurze und populäre Skizze von Holtz-

mann bietet und außerdem Rothes herrliche Predigt über „den Kampf zwischen Glaube und Unglaube an Jesum in den Herzen der Kinder unsrer Zeit." Diese Predigt spricht gerade auch das Programm der Christlichen Welt in einer mustergiltig einfachen und herzlichen Weise aus. Der Glaube an Jesus ist auch von Herrmann nirgends schöner und wahrer in seinem innersten Wesen dargestellt worden. Schon diese Predigt allein würde die Anschaffung des billigen Heftchens lohnen. Es enthält aber außerdem den Anteil Rothes an dem oberkirchenrätlichen Votum über die Lehrfreiheit und damit eine leider so seltene Probe tiefer kirchenregimentlicher Weisheit, auf die immer wieder hingewiesen werden muß. Das ist wirkliche Kirchenregierung im Sinne des Schleiermacherschen Kirchenfürsten, von der nicht in allen Konsistorien etwas zu entdecken ist. Den Schluß bilden Thesen über die gegenwärtige kirchliche Lage, die Rothes Gesamtanschauung in kürzester Form geben. Aus diesen sei nur der auch für unser Blatt maßgebende und von ihm stets befolgte Satz hervorgehoben: „Die Lehre angehend, muß die Kirche Christum dem gegenwärtig lebenden Geschlecht verkündigen, also in seiner eignen Zunge, d. h. mittelst seiner eignen Empfindungen, Gedanken und Ausdrucksweisen, nicht in der einer längst vergangnen Zeit angehörigen, jetzt fast lediglich historisch gewordnen dogmatischen Form, und überhaupt in keiner satzungsmäßigen. Das wirkliche Bedürfnis der Zeitgenossen in diesem Punkte betrifft vielmehr die großen und einzigartigen Geschichtsthatsachen, vermöge welcher eine göttliche Offenbarung in der Welt ist. Von ihrer Thatsächlichkeit sich zu vergewissern und sie so richtig und vollständig verstehen zu lernen, als es mit den zur Zeit vorhandnen Mitteln möglich ist, das ist ihr Bedürfnis. Ihm muß die Kirche nach Kräften hilfreich sein. Sie kann es aber nur in dem Fall, wenn sie einerseits im Vertrauen zu ihrer heiligen Sache furchtlos die volle Freiheit der Untersuchung gewährt und andrerseits dafür Sorge trägt, daß die Ergebnisse ihrer theologischen Arbeit der nichttheologischen Gemeinde nicht vorenthalten bleiben, sondern nach Möglichkeit Gemeingut werden." —

Ein fein durchdachtes und sorgfältig auf die Quellen begründetes Lebensbild giebt der Heidelberger Stadtpfarrer Hönig, der noch persönlich ein Schüler Rothes war und daher seiner Darstellung den großen Vorzug einer intimen Kenntnis der ganz eigentümlichen Persönlichkeit Rothes verleihen konnte. Damit ist bereits die Reihe der größern Darstellungen mit dem Anspruch auf eine tiefere geschichtliche Würdigung Rothes eröffnet. Die Einleitung giebt eine Gesamtcharakteristik Rothes, die sehr lehrreich ist, ihn aber doch vielleicht zu sehr von den Strömungen des allgemeinen Lebens isolirt, und wohl auch den Typus seiner Frömmigkeit als einen allzu selbständigen faßt. Das grüblerische und reflektirende Wesen Rothes spricht sich doch auch gerade in seinem religiösen Gefühl aus, das wohl eine außerordentliche Zartheit und Zähigkeit aufweist, aber keinen einfach geschlossenen und heroischen Charakter. Den Schluß bildet eine ebenso kurze als klare Skizze von Rothes theologischem Denken. Die Kürze war hier um so mehr erlaubt, als aus der Feder Holtzmanns eine Darstellung des Rotheschen Systems bevorstand.*) Die Hauptmasse des Büchleins besteht in einer liebevollen und sorgfältigen Biographie, die jedoch keine neuern, über das bisher durch den Druck Bekannte hinausgehenden Quellen benutzt. Das war bei dem reichen veröffentlichten Material auch wohl weder möglich noch notwendig. Der Nachdruck liegt daher auf der fein nachempfindenden Verarbeitung des in Briefwechsel, Schriften und Abhandlungen vorliegenden Stoffes. Das Bild, das Hönig hier gezeichnet hat, wird Niemand ohne lebhafte innere Bewegung lesen können, wie denn jede Beschäftigung mit Rothe den Leser zu beständiger innerer und persönlicher Auseinandersetzung mit ihm nötigt. Möchte eine solche Auseinandersetzung von Vielen aus Anlaß dieses Gedenktages vollzogen werden. Troeltsch

Einst und Jetzt im Diakonissenwesen. Der Pfarrer des Kasseler Diakonissenhauses, Herr Lic. Sardemann, versendet eine Mitteilung aus Anlaß der kürzlich erschienenen, auch von uns in Nr. 48 lebhaft empfohlenen Erinnerungen von Friederike Leithold. In der Besorgnis, es möchten aus manchen Zügen jenes Diakonissenlebens falsche Schlüsse auf die Einrichtungen und Lebensbedingungen in den Diakonissenhäusern von heute gemacht werden, giebt er folgende dankenswerte Aufschlüsse:

Die weibliche Diakonie in der evangelischen Kirche hat in den letzten Jahrzehnten viel gelernt.

1. Die Verfasserin berichtet z. B., daß sie gleich beim Eintritt in das Diakonissenhaus eine gewaltige Enttäuschung erlebt habe. Statt daß man ihr sofort Krankendienst übertragen, sei sie in der Waschküche angestellt worden. Wir wissen nicht, ob es noch in einem Diakonissenhaus Gebrauch ist, daß die jungen Schwestern in der Waschküche ihren Dienst beginnen müssen; es konnte das nur eine verschwindende Ausnahme sein. Ueberall herrscht in den Mutterhäusern das Bestreben vor, die sogenannte grobe Arbeit nach Möglichkeit zu beschränken und für dieselbe Hilfskräfte anzustellen. In den großen Anstalten in Kaiserswerth z. B. helfen 85 Mägde, in unserm viel kleinern Mutterhaus 10. Daß aber mehr oder weniger in allen Diakonissenhäusern dementsprechend Hilfskräfte beschäftigt werden, hat ein Vortrag des Pastors von Bodelschwingh auf der Generalkonferenz der Diakonissenmutterhäuser zu Kaiserswerth im September vor. Jahres nachgewiesen, der über diese Frage eine Untersuchung veranstaltet hatte. Auch wird in den Verträgen, die die Mutterhäuser mit Krankenhäusern und andern Anstalten schließen, die Anstellung der nötigen weiblichen und männlichen Hilfen bedingt.

2. Nach den damaligen Bestimmungen mußten die Schwestern bei der Sektion der von ihnen gepflegten Kranken zugegen sein. Längst haben die Mutterhäuser auf der Kaiserswerther Konferenz es als Grundsatz ausgesprochen, daß die Schwestern bei etwaigen Sektionen nicht zugegen sein sollen.

3. In Nachtwachen hat die Schwester Uebermenschliches geleistet; wir möchten fast annehmen im Ungehorsam auch gegen die damaligen Bestimmungen ihres Mutterhauses. Sie hatte, wie es sich nicht selten findet, eine gewisse Manie, Nachtwachen zu übernehmen. Die Diakonissenhäuser sind im Verlauf der Jahre, durch mancherlei traurige Erfahrungen belehrt, hinsichtlich der Nachtwachen sehr vorsichtig geworden. Wohl die meisten Mutterhäuser haben die Bestimmung getroffen, daß Gemeindeschwestern und solche, die in Krankenhäusern angestellt sind, wenn sie den Tag über Dienst zu thun haben, des Nachts nur ausnahmsweise etwa zweimal im Monat Wachen übernehmen dürfen, dann aber am folgenden Tag vier bis fünf Stunden ruhen müssen. Es ist der Natur zuviel zugemutet, von einer Schwester zu verlangen, daß sie am Tag arbeiten und in der Nacht wachen soll. Sind anhaltende Wachen nötig, dann müssen weitere Hilfen diesen Dienst versehen. Auch über das Nachtwachen in Einzelpflegen sind die notwendigen Bestimmungen zum Schutz der Gesundheit der Schwestern gegeben.

4. Es sieht so aus, als ob die Schwestern in der damaligen Zeit, ohne vorher gefragt zu sein, zur Pflege von Cholera- und Blatternkranken bestimmt seien. Heutzutage pflegt man sie in einem solchen Fall vorher zu befragen und fordert sie auf, sich doch ja nicht zu scheuen, es zu sagen, wenn sie eine solche Pflege lieber nicht übernehmen möchten. Mancherlei Gründe können die Uebernahme derartiger Pflegen geradezu verbieten, und schon wenn ein bestimmter Widerwille vorliegt, ist es geboten, zurückzutreten, wie wieder die Erfahrung gelehrt hat.

5. Die Geschichte des Austrittes der Schwester aus dem Verband ihres Mutterhauses erscheint sehr unklar. Wir können es kaum glauben, daß das Mutterhaus seine Schwester, nachdem sie invalid geworden, so kaltherzig und unversorgt habe gehen heißen, wenn nicht besondre schwerwiegende Gründe vorgelegen haben. Die Generalkonferenz der Diakonissenmutterhäuser, zu der auch die Dresdener Anstalt gehört, nimmt schon seit Jahren kein Diakonissenhaus in seinen Verband auf, das sich nicht ausdrücklich verpflichtet hat, für seine im Dienst durch Alter oder Krankheit invalid gewordnen Schwestern in angemessener, ausreichender Weise zu sorgen. Gerade die Fürsorge für die invaliden Schwestern ist auf der letzten und mehreren vorhergehenden Generalkonferenzen ein besonders bevorzugter Gegenstand der Verhandlungen gewesen; und es wurde immer wieder von allen Seiten betont, daß es eine christliche Ehrenpflicht der Mutterhäuser sei, den Lebensabend der invaliden Schwestern freundlich zu gestalten.

Die Rose von Jericho. Um alles, was der Boden Palästinas hervorbringt, krystallisiren sich Sagen und Wunder; so auch um diese eigentümliche Wüstenpflanze, die in den unfruchtbaren Einöden von Palästina, Arabien, Aegypten und der Sinaihalbinsel wächst.

Schon die alten Aegypter und Griechen schrieben ihr wunderthätige Kräfte zu; in der mittelalterlichen Heilkunde und zur Zeit der Kreuzzüge spielte sie eine wichtige Rolle, und auch heutzutage knüpft sich an sie im Morgen- wie im Abendlande noch mancher Sonderglaube.

Die Rose blüht im Wasser auf. Kommt sie aus dem Wasser, so rollt sie sich wieder zusammen und bleibt solange leblos, bis sie in das nasse Element zurückgebracht wird. Wer sich für diese, zu Geschenken wohl geeignete Wunderblume interessirt, den machen wir aufmerksam auf die Anzeige, die sich im Inseratenteil der heutigen Nummer findet. D H

Ansichtskarten aus Aegypten. Der evangelische Frauenverein in Alexandrien hat eine Serie von sechs Ansichtskarten nach photographischen Aufnahmen herstellen lassen und bringt sie zu Gunsten seiner wohlthätigen Zwecke zum Verkauf. Die ganze Serie kostet, jede Karte besonders durch die ägyptische oder französische Post, 1,60 Mk.; eine einzelne Karte auf demselben Wege 0,30 Mk. Außerdem wird eine originelle Karte aus der deutschen Schule in Alexandrien für 0,30 Mk. versandt, 6 Stück zu 1,60 Mk. Die Beträge sind in Briefmarken an Pastor Kaufmann in Alexandrien einzusenden. St

Stimmen der Väter. Ohne von meinem heutigen Eingangsartikel zu wissen, hat einer unsrer Freunde soeben dafür geworben, daß in ständiger zwangloser Folge „altes Gold" unsern Lesern dargeboten werde, „Stimmen der Väter," wie ich es nennen möchte, Sprüche und kleinere Abschnitte aus christlichen Schriftstellern vergangener Tage. Es ist uns das seit lange schon ein lieber Gedanke gewesen, und wir hoffen sehr, daß unsre gelehrten Freunde uns diese Einrichtung recht reich und Frucht bringend gestalten. R

*) Inzwischen erschienen: Rothes spekulatives System. Dargestellt und beurteilt von H. J. Holtzmann. Freiburg, J. C. B. Mohr, 1899. 5,60, gebunden 6,60 Mk.

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Anzeigen

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Freunde der Christlichen Welt
Versammlungen

Frankfurt a. M.: 9. Januar, 4 bis 6 Uhr nachmittags, Rosenau, Reuterweg 8: Das evangelische Urteil und die Orientreise des Kaisers.

Quittung

Für das notwendige Liebeswerk: 10 Mk. von K in Hilgen; 7,50 von K und K in Kirchenbollenbar; je 5 von A K in Tr; C E in Böblingen.

Für Armenien: 21,50 Mk. von K in Hilgen; 20 von W, Ravensburg; 7 von E in Langenbeuting; 6 von O T in Bockerau; 5,08 von F H in Trnavka in Böhmen; je 5 von A K in Tr; H in P.

Herzlichen Dank! D H

Die glückliche Geburt eines gesunden Mädchens beehren sich anzuzeigen
Amtsrichter **Hugo Weizsäcker**
und Frau **Julie** geb. **Stölzel.**
Berlin, den 31. Dezember 1898.

Otto Paech
Anna Paech
geb. Dorbert
Vermählte
Frankfurt a. M. Berlin.

Elisabeth Ahlfeld
Hans Vollmer
Lic. theol.
Verlobte
Marburg Hamburg

Eine Anstalt für Innere Mission in Mittel-Deutschland sucht zu sofortiger Anstellung **zwei Candidaten der Theologie** mit musikalischer Befähigung. Offerten sind unter Chiffre **X Y 4** an die Redaktion dieses Blattes einzureichen.

17. Auflage.
Große Missionsharfe.
Geistliches Liederbuch für **gemischten Chor, sowie für Klavier- oder Harmonium-Begleitung.**
Preis 2 M., geb. 2,50 M.

Soeben erschien
unter gleichem Titel eine
Neue Folge
die den Besitzern der weit verbreiteten ersten Folge (337 Nummern!) eine erwünschte Ergänzung und willkommene Geschenkgabe sein wird.
Preis 2,50 M., geb. 3 M.
Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh.

Jerichorosen aus Palästina.

Interessante merkwürdige Wüstenpflanze, die ganz vertrocknet und fest zusammengerollt ist; sobald man sie aber in ein Glas etwas erwärmtes Wasser bringt, dehnt sie sich polypenartig auseinander, beginnt zu vegetieren und zu blühen, schillert in den reizendsten Farben und bildet eine Zierde in jedem Wohnzimmer.

An diese Pflanze knüpft sich die Sage, daß auf ihr die Windeln unseres Heilandes bei der Durchreise durch die Wüste getrocknet worden seien.

Näher beschrieben in der heutigen Nummer dieses Blattes.

Ausgesuchte Prachtexemplare à Stück 1 Mk., 6 Stück 5 Mk., kleinere schöne Exemplare à Stück 50 Pf., 6 Stück 2 Mk. 50 Pf. Vorrätig in neuer frischer Sendung bei
Albert Fürst
in Schmalhof, Post Vilshofen in Niederbayern.

Für Volksbibliotheken
vorzüglich geeignet sind die allseitig warm empfohlenen Schriften aus dem Verlage von
Alexander Köhler
in **Dresden 9.** Ausführl. Verzeichnisse mit Beurteilungen unberechnet postfrei.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 400.— an. von ℳ 80.—an.
Amerik. Cottage-Orgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Gr. illust. Katalog gratis-franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph in Giessen 162.

Kaffee rohen und gebrannten, feine, preiswerte Qualitäten, empfiehlt u. versendet
Alfred Böhm,
Stuttgart.

Bekanntmachung.

Das Preisrichter-Kollegium der Carl Schwarz-Stiftung, zur Zeit bestehend aus 4 Mitgliedern der theologischen Fakultät in Jena, Professor D. Otto Pfleiderer in Berlin und dem Unterzeichneten, hatte 1895 die Preisaufgabe gestellt: „Untersuchung der Zeitfrage: Ist eine religionslose Moral möglich?" Eingegangen waren neun Arbeiten, über welche das Kollegium am 19. November v. J., als dem Geburtstage des verstorbenen Generalsuperintendenten D. Carl Schwarz in Gotha, stiftungsgemäß zu entscheiden hatte. Die Entscheidung war nicht leicht, da drei Arbeiten als preiswürdig erscheinen mußten. Konnte auch nur einer Arbeit der Preis zuerkannt werden, so wurde doch beschlossen, auch die beiden anderen für preiswürdig zu erklären mit dem Wunsche, daß auch sie herausgegeben werden. Als Verfasser der preisgekrönten Arbeit ergab sich Pfarrer August Ströle in Laufen am Eyach (Württemberg). Die beiden anderen preiswürdigen Arbeiten sind von Pfarrer Karl Lühr in Gotha und Pfarrer Fritz Matthiae in Diebzig bei Lödderitz (Anhalt).

Die nächste Preisaufgabe, deren Bearbeitungen bis zum 1. August 1901 an den Unterzeichneten oder dessen Nachfolger im Schriftführeramt des Preisrichter-Kollegiums einzusenden sind, lautet:

> Joh. Salomo Semler in seiner Bedeutung für die Theologie mit besonderer Berücksichtigung seines Streites mit G. E. Lessing.

Für die beste wissenschaftliche Behandlung dieses Themas zahlt die Stiftung am 19. November 1901 einen Preis von fünfhundert Mark.

Die Arbeiten müssen in deutscher Sprache von einer anderen als des Verfassers Hand deutlich geschrieben und mit einem Motto versehen sein; es ist ihnen ein verschlossener Zettel beizulegen, welcher den Namen des Verfassers und das gleiche Motto wie die Arbeit enthält.

Sämtliche eingereichte Arbeiten können nach Veröffentlichung des Urteils zurückgefordert werden. Auch die gekrönte bleibt Eigentum des Verfassers.

Sollte keine der gelieferten Arbeiten den wissenschaftlichen Anforderungen genügen, so behalten wir uns vor, eine neue Konkurrenz auszuschreiben.

Das Preisrichter-Kollegium der Carl Schwarz-Stiftung.
Im Auftrag:
D. **Gustav Rudloff,** Superintendent, Wangenheim b. Gotha.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Zu Christus hin.
Religiöse Geleitworte
von
D. M. Rade,
Pfarrer in Frankfurt a. M.
Klein 8. 1896. Kart. M. 2.—.

Die Religion
im modernen Geistesleben.
Mit einem Anhang:
Ueber das Märchen von den drei Ringen.
Von
D. M. Rade,
Pfarrer in Frankfurt a. M.
8. 1898. M. 1.40. Geb. M. 2.—.

Zu Christus hin. „Es ist eine ordentliche Erquickung, diese Betrachtungen zu lesen. Die ewige Wahrheit ist unter Berücksichtigung aller Ergebnisse einer besonnenen Forschung hier neu dargeboten, alte Probleme (Erlösung, Fleischwerdung) werden absichtlich von einem Modernen neu behandelt; und wem es noch ein Gegenstand des Zweifels ist, ob sich die alten Heilswahrheiten in moderne Gedankenformen ummünzen lassen, der kaufe sich das Büchlein, und er findet die Aufgabe, soweit dies möglich, gelöst, ein Meisterstück zeitgemäßer praktischer Exegese. Ich habe viel aus diesem Büchlein gelernt."
Ev. Gemeindeblatt für Rheinland und Westfalen, 1898, Nr. 30.

Die Religion im modernen Geistesleben. „Vom religionsgeschichtlichen Standpunkt aus angesehen haben die Ausführungen gewiß alle ihre Wahrheit, sie sind von großer Wärme und tiefem Ernst getragen, sie vergeben dem unvergleichlichen Wert der christlichen Religion so gut wie nichts. — Um einiges besonders Anziehende zu nennen, sei hingewiesen auf die feinsinnige Kritik der sozialdemokratischen Formel »Religion ist Privatsache«, auf die ausgezeichnete Beschreibung des richtigen Verhältnisses von Religion und Naturwissenschaft. Geradezu klassisch ist, was über das Verhältnis von Religion und Politik gesagt ist, desgleichen sehr beachtenswert die musterhafte Auslegung des Märchens von den drei Ringen, das als Parabel, nicht als Allegorie gewürdigt sein wolle."
Theologisches Literaturblatt, 1898, Nr. 40.

Bei angemessener freier Behandlung
Alkohol-Entziehungskur
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.
Prospect frei.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

In meinem Verlage erscheinen:

Chronik der Christlichen Welt

herausgegeben von

Erich Foerster

Pfarrer in Frankfurt a. M.

Ein objektives Nachrichtenblatt, welches über alle wichtigen Vorkommnisse auf kirchlichem Gebiet schnell und vollständig unterrichten will. Ein zuverlässiges Orientierungsmittel für das Verständnis und die praktische Mitarbeit an den kirchlichen Fragen der Gegenwart, ein unentbehrliches Repertorium für den Historiker der Zukunft.

Wöchentlich eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.50.

Theologische Rundschau

herausgegeben von

Lic. **W. Bousset**

Professor in Göttingen.

Ziele und Einrichtung der Zeitschrift, die im ersten Jahrgang sich bewährt und allgemeine Anerkennung gefunden haben, werden auch im neuen Jahrgang festgehalten. In einleitenden Artikeln wird sie über wichtige Vorgänge innerhalb der theologischen Wissenschaft, neu auftauchende Probleme und hervorragende Einzelerscheinungen berichten. Sodann wird sie neu erschienene Bücher nicht in zusammenhangslosen Rezensionen, sondern nach den verschiedenen theologischen Disciplinen besprechen und ihre Stellung und Bedeutung für den Fortschritt der Wissenschaft kennzeichnen.

Neu hinzukommen wird vom Jahrgang 1899 an eine ausführliche **Bibliographie**, welche vierteljährlich sämtliche neuen Erscheinungen des Inlandes und die wichtigeren Publikationen des Auslandes auf dem Gebiet der Theologie verzeichnet.

Der Jahrgang beginnt von 1899 an im Januar.

Preis eines Jahrgangs von 12 Heften M. 6.—.

Zeitschrift für Theologie und Kirche

herausgegeben von

D. **J. Gottschick**

Professor in Tübingen.

Die Zeitschrift behandelt solche Gegenstände der theologischen Wissenschaft, welche für das praktisch kirchliche Leben von Bedeutung sind und aktuelles Interesse haben, und will eine Verständigung zwischen Theologie und Kirche herbeiführen. Der neue Jahrgang beginnt mit einer Abhandlung von Foerster: „Das Christentum der Zeitgenossen“ und wird, unter Mitwirkung der Professoren D. A. Harnack, D. W. Herrmann, D. J. Kaftan, D. M. Reischle und D. K. Sell, die Aufgabe, theologische Wissenschaft und kirchliche Praxis in enger Fühlung zu erhalten und ihre gegenseitige Befruchtung zu befördern, im Auge behalten und zu erfüllen suchen.

Preis eines Jahrgangs von 6 Heften M. 6.—.

Archiv für Religionswissenschaft

herausgegeben von

Dr. phil. **Ths. Achelis** in Bremen.

Unter Mitwirkung von vielen Fachgelehrten des In- und Auslandes will die Zeitschrift die verschiedenen für die Religionswissenschaft in Betracht kommenden Gebiete, Sprachwissenschaft und Völkerkunde, Mythologie, Kulturgeschichte und Philosophie zu gegenseitiger Wechselwirkung und Hilfeleistung führen und durch wissenschaftliche Abhandlungen, kürzere Mitteilungen über neue Probleme und Besprechung wichtigerer litterarischer Erscheinungen zur Lösung der grössten Fragen im Geistesleben der Menschheit beitragen.

Preis eines Bandes von 4 Heften M. 14.—.

Probehefte dieser Zeitschriften stehen unentgeltlich zur Verfügung. — Ich bitte um rechtzeitige Erneuerung des Abonnements.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Verlagswechsel

Wie bereits in Nr. 26 des vorigen Jahres unsern Bestellern und Lesern angezeigt worden ist, geht die Christliche Welt mit dieser Nummer in Besitz und Verlag des Herausgebers über.

Unsre erste Pflicht ist aus diesem Anlaß, Herrn Paul Siebeck — Firma J. C. B. Mohr in Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen — herzlichen Dank zu sagen für das persönliche Interesse und für die Umsicht, womit er sich während der anderthalb Jahre, die das Blatt in seinem Verlage war, der Christlichen Welt angenommen hat, sowie für das wahrhaft freundschaftliche Entgegenkommen, mit dem er trotz dawider bestehender Vertragsbestimmungen sein Anrecht an die Christliche Welt uns abgetreten hat. Es ist ihm gelungen, den Bestand der Christlichen Welt durch seine Geschäftsführung so weit zu heben, daß der Herausgeber es nun wagen darf, auf ihren Besitz seine Existenz zu gründen.

Dieser Entschluß stellte sich sowohl im innern Interesse des Blattes als im persönlichen des Herausgebers als notwendig heraus. Denn die Vereinigung der Redaktion mit einem großen Stadtpfarramt war auf die Dauer unmöglich. Gleichwohl ist der Herausgeber und Verleger noch bis Mitte April gebunden, beide Aemter zu führen. Die Leser wollen dessen mit freundlicher Geduld eingedenk bleiben, die Mitarbeiter während dieses nächsten schweren Vierteljahrs doppelt verständnisvoll uns unterstützen.

Aus der Beantwortung der mit Nr. 47 des vorigen Jahres versandten Fragebogen war ersichtlich, daß der Geschmack empfindsamer Leser an der Pflege des Anzeigenteils während der letzten anderthalb Jahre Anstoß genommen hat. Wir bemerken deshalb, daß die gesunde finanzielle Lage unsers Blattes auf dieser Einrichtung mit beruht, und daß wir für die Zukunft erst recht darauf angewiesen sein werden. Es bleibt also vorläufig bei den zwei Inseratenseiten. An ihre Stelle werden wir gern einen vierseitigen Umschlag treten lassen, sobald das Inseratenangebot dies gestattet. Die Leser und Freunde sind in der Lage, zu diesem Ziel mitzuhelfen, indem sie gelegentlich für die Zuwendung von Inseraten mit Sorge tragen. Auf den Charakter und Inhalt der Inserate werden wir sorgfältig achten; aber auch dafür bitten wir uns nicht nur Kritik, sondern Hilfe aus.*) Die minder genehmen Anzeigen werden leicht verschwinden, sobald unsre Leser und Freunde den Inseratenteil mit Familienanzeigen füllen wollen. Wir bitten darum, und bestimmen für alle Anzeigen dieser Art eine Ermäßigung von 25 auf 20 Pfennige für die viergespaltne Petitzeile. Auf dieselbe Bevorzugung sollen auch alle Stellengesuche und dergleichen Anspruch haben.

Wir hoffen mit Zuversicht auf ein besonders herzliches Einvernehmen mit unsern Lesern in der neuen Aera unsers Blattes. Und so bitten wir zuletzt um freundliche Verbreitung dieser Probenummer, die unentgeltlich von unserm Verlag, Leipzig, Querstraße 21, in beliebiger Anzahl zu haben ist.

Pfarrer D. Rade als Herausgeber **Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade)**

*) Eine Sektannonce müssen sich die Leser infolge übergegangner Verpflichtung noch achtmal gefallen lassen.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Leipzig, Querstr. 21. — Druck von Carl Marquart in Leipzig